



Berlin, den 25. März 1901.

Stumm.

Seit Monaten war Karl Ferdinand Freiherr von Stumm ein verlorener Mann. Längst wußte Jeder, des stämmigen Sechzigers Tage seien gezählt und er werde den Reichstagsaal nicht mehr betreten. Dennoch wirkte die Nachricht von seinem Tode mit der Wucht eines unerwarteten Ereignisses. Allen fehlt er; den Freunden kann ihn das müde Schelten des Herrn von Kardorff nicht ersetzen und die Feinde suchen ihren Pfeilen und Schleudern vergebens nun ein ragendes Ziel. Bei der Berathung des neuen Zolltarifes wird man ihn vermissen, der in seiner Eigenschaft als Großindustrieller und Großgrundbesitzer über manchen Interessengegensatz hinwegzuhelfen vermochte, und jede Sozialistendebatte wird uns ein Echo seiner zornigen Rede bringen. In fast allen Fragen der Wirthschaft und des sozialen Rechtes war er der eigentliche Führer der konservativen Parteien; und trotzdem sein Reich im äußersten Westen lag und sein weit überwiegendes Interesse an die Entwicklung der Großindustrie gekettet war, wurde er selbst von den wildesten Agrariern Osteliens nicht gehaßt. Unter lauen Paodicäern wächst die suggestive Macht einer starken Persönlichkeit. Und eine solche Persönlichkeit war Stumm. Er wußte stets, was er wollte, und auch die Anderen kannten ihn als einen fest bestimmten, in seinem Werth unwandelbaren Faktor, mit dem man rechnen konnte. Sein Wille war von Gewissensbedenken nicht angekränkt; auch von ehrfürchtigen Gefühlen nicht. Er hatte als Industriekapitän Großes geschaffen, das vom Vater ererbte Eisenwerk in Neunkirchen auf eine früher ungeahnte Höhe gebracht, der halberger und der billinger

Hätte Kiefereinnahmen gesichert, ein Arbeiterheer gut versorgt: sollte er da vor irgend einer Excellenz zittern, die noch gestern vielleicht mit devotem Dank seinen Maximilian Grünhäuser geschlürft hatte? Wenn er sich ärgerte, wenn Etwas ihm unbequem war, setzte er sich in den Schnellzug und fuhr zum Oberpräsidenten oder nach Berlin zum Minister und ruhte nicht, bis sein Wunsch erfüllt, der Gegenstand seiner Beschwerde beseitigt war. Wenn er in den Parlamenten auf Schwierigkeiten stieß, versammelte er die wichtigsten Abgeordneten im Kaiserhof um seinen Tisch und hatte sie, noch ehe der Kaffee serviert wurde, in seines Willens Richtung gezwungen. Er war so verwöhnt, daß seine Wuth keine Grenze kannte, wenn er irgendwo Widerstand fand. Namentlich in den letzten Jahren war er, in dessen Familie zwei Fälle psychischer Erkrankung vorgekommen waren, hypernerdös geworden. Sein Selbstbewußtsein nahm krankhafte Formen an. Er wähnte sich zum Reichsretter geboren. Die Brutalität seiner Rede steigerte sich, im Verkehr mit minder Mächtigen versagten die Hemmungen und schlotternd sahen seine journalistischen Dienstboten ihn nahen. „Welcher Dohse hat denn diesen Artikel geschrieben?“ „Welches Rindvieh hat die Notiz in die Zeitung gebracht?“ So wetterte er und schimpfte von früh bis spät. Und immer böser flackerte aus seinem dicken Schädel das Auge hervor.

Ein gütiger Herr war er wohl nie gewesen. Ungewöhnlich tüchtige Männer sind für die ihnen Untergebenen fast immer ein Kreuz. Sie fordern die höchste Leistung und werden ungeduldig, wenn der Diener an flinker Gewandtheit ihnen nicht gleicht. Doch auch der finstere Märchenthyrann, als den man ihn darzustellen liebte, war Stumm nicht. Es ist bekannt, daß er früher als irgend ein Anderer für die Invalidenversicherung eintrat, daß er alle Wittwen und Waisen der im Tagelohn Arbeitenden vom Staat versorgt wissen wollte und daß seine Leute weder über ungerichte Behandlung noch über Kargheit zu klagen hatten. Er verbarg sich nicht, wie ein mystisch dräuender Gott, hinter Wolken, sondern öffnete Jedem, auch dem Geringsten, sein Ohr, Jedem auch, der ihm würdig schien, seine Hand. Nur Ordre mußten die Leute pariren. Sie durften nicht wider den Stachel lösen und erst recht nicht sich auf sozialistische Fagen einlassen. Und eine Fage war ihm der ganze Sozialismus, der Marxens wie der auf Rathedern und Kanzeln gepredigte. Eine gefährliche Schrulle, die aber, wenn die Regirenden Muth und Rücksichtslosigkeit genug aufbrächten, leicht wider aus den Hirnen zu scheuchen wäre. Der Sohn des Eisenfabrikanten hatte auf seinem über Bonn und Berlin führenden Studienwege nicht allzu viel gelernt und hielt den sozia-

listischen Spud für eine neumodische Erfindung. Noch 1869, so sprach er, war von der Sozialdemokratie „nicht ernstlich die Rede“; dabei stammt das kommunistische Manifest aus dem Jahre 1848, Lassalles Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein wurde 1863 begründet und vier Jahre später zogen Liebknecht und Bebel in den Reichstag ein. Den Brauch, von einem Vierten Stande und dessen besonderen Interessen zu reden, nannte er „die reine Fiktion“; Herrn Richard Roßknecht, dem Bierkönig, aber warf er vor, er habe „die Interessen seines Standes verletzt“, und bewies gerade durch diese unvorsichtige Empörung, daß es auch nach seiner Ansicht spezielle Standesinteressen gab, die dann erst bei einer bestimmten geringen Einnahmequote in den Bereich der reinen Fiktionen überzugehen begannen. Mit solcher Auffassung war nicht ernsthaft zu streiten. Stumm wäre wüthend geworden, wenn ein Laie ihm in seinen halberger Hüttenbetrieb hineingeredet hätte; er aber vermaß sich, ohne Kenntniß der wirthschaftlichen und der politischen Geschichte den Lebensfragen einer großen, gährenden Nation die Antwort zu finden. Warum auch nicht? Geschichte und alle Buchweisheit war ihm Krimskrams. Er kannte den deutschen Arbeiter und dessen Bedürfnisse, hatte als industrieller Feudalherr Tausenden auskömmliche Nahrung, sogar ein gewisses Wohlleben verschafft und hielt streng darauf, daß in seinen Werken die höchsten Löhne gezahlt wurden; sollte er auf seine alten Tage nun etwa zu Professoren und Pastoren in die Schule gehen, — zu Volkswirthen, die das Volk nie auch nur mit einer Brotkruste bewirthet, kaum je vielleicht eines leibhaftigen Industriearbeiters Hand gedrückt hatten? Solche Zumuthung wies er weit von sich. Der erfolgreiche Praktiker verachtete alle graue Theorie und verstand gewiß gar nicht, was Treitschke meinte, als dieser wissenschaftlich am Besten gerüstete Gegner des Sozialismus ihm in den Tagen des wüthendsten Umsturzlärmes zurief, der Schuster möge bei seinem Leisten bleiben.

Einmal nur ist er sich selbst untreu geworden. Elf Jahre ist es jetzt her. Schon war das Wort gefallen: „Sechs Monate will ich den Alten noch verschmaufen lassen; dann regire ich selbst.“ Schon waren die Februarerlasse Wilhelms des Zweiten erschienen und hatten die ganze Großindustrie in Aufruhr gebracht. In Friedrichsruh hatte Stumm von Bismarck gehört, „die maßgebende Zukunft“ wünsche offenbar einen neuen Diener, wolle den alten sich so bald wie möglich vom Halse schaffen. Da war der Freiherr aufgebraust. Wir sind auch noch da! Wir stehen Mann vor Mann hinter Ihnen! Wir werden unsere Stimme erheben und so laut reden, daß man es bis ins Innerste des Kaiserschlosses hört. Wir stehen und fallen

mit Eurer Durchlaucht. So ungefähr pflegte Bismarck den Vorgang zu schildern. Dann wurde der Staatsrath einberufen und der König und Kaiser sprach in der Eröffnungsgrede den Satz: „Der den Arbeitern zu gewährende Schutz gegen eine willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft, der Umfang der mit Rücksicht auf die Gebote der Menschlichkeit und der natürlichen Entwicklungsgesetze einzuschränkende Kinderarbeit, die Berücksichtigung der für das Familienleben in sittlicher und wirthschaftlicher Hinsicht wichtigen Stellung der Frauen im Haushalt und andere, damit zusammenhängende Verhältnisse des Arbeiterstandes sind einer verbesserten Regelung fähig.“ Karl Ferdinand Freiherr von Stumm saß im Staatsrath und fand kein laises Wörtchen des Widerspruches. Auch in der internationalen Arbeiterschutzkonferenz nicht, trotzdem in dem Einladungsschreiben gesagt war: *Les classes ouvrières des différents pays, se rendant compte de cet état des choses — nämlich von der Nothwendigkeit, die Arbeiterverhältnisse in der Industrie international zu ordnen —, ont établi des rapports internationaux qui visent à l'amélioration de leur situation.* Da wurde deutlich also gesagt, die proletarische Internationale habe den Zweck, bessere Lebensbedingungen für die Arbeiter zu erreichen, da wurde sie, die so lange allen Staaterhaltenden ein Schreckbild gewesen war, den Regierungen als leuchtendes Muster empfohlen. Das hätte genügen sollen, um Stumm zur Raserei zu treiben. Er schwieg. Er machte mit, weil er sich die maßgebende Zukunft nicht verfeinden wollte. Bismarck zürnte: „Stumm hat mich im Stich gelassen!“ Aber der Freiherr hatte richtig gerechnet. Erst als der längst schon lästige Kanzler endlich abgeschüttelt war, stieg dem Halberger die Sonne der Gunst auf des Himmels Höhe. Er wurde der Berather des Monarchen und sprach nun unwillig über den Frondeur im Sachsenwald. Die Gunst hat er später durch allzu burschikofes Wesen und durch Indiskretionen verschertzt; und hätte er solche Fehler vermieden, dann hätte der Schein eines Einflusses ihn vom Gipfel gestürzt. Vorher aber war er ans Ziel seiner Wünsche gelangt. Wo ist heute die Stimmung der Februarverlasse? Und auch Bismarck reichte dem Neuligen veröhnt wieder die Hand. Das alte Vertrauen war gewichen; den Mann aber konnte er brauchen, denn Der sprach mutbig aus, was Andere scheu in des Büens Tiefe bargen.

An Muth hat es Stumm nicht gefehlt. Er sehnte sich nicht nach Popularität und fürchtete keinen Feind. Redlichen Willens war er und ruhigen Gewissens, was er auch sagte und that, seines Weges sicher, seines Werthes bewußt. Er kam nie in Konflikte, denn sein Wille beherrschte die Vorstellung.

Einen „treuen Sohn der protestantischen Kirche“ nannte er sich und gerieth gar nicht in Verlegenheit, wenn man ihn an den sanften Sozialismus der Evangelien erinnerte oder an Luthers Bannflüche wider den Mammon. Das wären eben andere Zeiten gewesen. Heute wird für die Armen gejorgt. Wenigstens von mir, von Karl Ferdinand Freiherrn von Stumm. Die Anderen sollen es nachmachen, statt Phrasen zu dreschen. Ohne Sklaventaste kommen wir nun einmal nicht aus, ohne leitende Herrenköpfe läßt der schwierige Prozeß moderner Großproduktion sich nicht so gestalten, daß wir mit anderen Nationen den Wettbewerb wagen können. Deshalb darf man die Hörigen nicht unzufrieden machen, darf man in ihnen nicht erst den Gedanken aufkommen lassen, daß sie mit dem selben Recht wie die Herren geboren sind. Mehrwerth? Gleichheit der Rüstung beim Beginn des Kampfes ums Dasein? Bergesellschaftung der Produktionsmittel? Unsinn! Der Arbeiter will sich satt essen, eine erträgliche Wohnung haben und eines gerechten Herrn Hand über sich fühlen. Alles Andere haben die Heer ihm in den Kopf gesetzt. Die soll man wegzagen, mit Feuer und Schwert vertilgen; dann wird im Land wieder Ruhe und Friede sein . . . Das glaubte Stumm ehrlich; und dieser starke Glaube hob ihn über die Schaar der Schwächlinge, der Maulhelden und Duzendmirabeau hinaus und machte ihn zum prachtoollen Typus einer Zeitstimmung, zum Don Quijote der niedergehenden Bourgeois herrlichkeit. Ein neuer Beaumarchais könnte ihn als den interessanteren und stärkeren Almaviva des neunzehnten Jahrhunderts poetisch der Nachwelt gestalten. Der französische Graf war lebenswürdiger, aber auch läuderlicher; er lief zierlichen Schürzen nach, mehrte durch keine Arbeit des Kopfes oder der Hände sein Erbe und lächelte nur anmuthig, als er von seinem privilegierten Platz weichen mußte. Der deutsche Freiherr war ein Schöpfer; er hat das ererbte Gut nicht verschleudert, sondern in rastloser Arbeit vervielfacht und ist seinem Volk am Eisenhammer und in der Hütte ein Vater gewesen. Ein strenger, doch nicht tyrannischer Vater, einer, der starrköpfig jeden Eingriff in seine Rechte abwehrte, stets aber zu weitherziger Erfüllung seiner Pflichten bereit war. Nicht aus Liebe zu seinen Kindern, — nein: weil er sich geschämt hätte, auf einer Pflichtwidrigkeit ertappt zu werden. Die Macht der Menschenliebe war in ihm, der sich für einen Christen hielt, nicht stark. Und wie Allen, deren Wesen dieser wärmende, erwärmende Hauch fehlt, folgt auch ihm zwar die Achtung des Feindes, doch kaum eines Freundes liebevolles Gedenken in die Gruft.

Die Siegesallee.

Die monumentale und dekorative Skulptur ist von der Baukunst nicht zu trennen; dieser, der Mutter aller bildenden Künste, ist die Plastik das liebste Kind. In Zeiten starker Kultur schreiten Beide im gleichen Takt voran. Eine Epoche, die dieses Verhältniß sprengt, trifft sich selbst; ein Geschlecht, das seine Baukunst vernachlässigt und gering schätzt, darf auch von seiner Bildnerei nicht Großes verlangen.

Das Volk, das sich aus der Tiefe seines Geistes Tempel baut oder nur auf anderen Wegen architektonischer Bethätigung ein Verhältniß zum Erhabenen sucht, darf seiner selbst sicher sein. Die Fähigkeit, nach eigenem Sinn Heim und Kirche zu bilden, bedeutet stets den Reifepunkt der gesammten Phantasieproduktion einer Nation; aber das rosigste geistige Leben, die denkbar weiteste Verbeirung der schilbernden Künste, und ginge sie bis zu einem die ganze Gesellschaft umfassenden Dilettantismus, — das Alles ist kein Beweis der Kulturfähigkeit, ist höchstens, unter besonderen Umständen, die Vorbereitung dazu. Während die poetischen und malenden Künste gerade im Getümmel wirrer Untergangszeiten eine reiche, wenn auch nicht eben edle Bethätigung finden, ist die Skulptur in solchen Perioden ihren wesentlichsten, den monumentalen Aufgaben gegenüber vollständig machtlos. Sie empfängt von der Baukunst Linie, Maßstab und Rhythmus, jedes ihrer Darstellungsmittel wurzelt in abstrakten architektonischen Gesetzen, ihre Werke werden erst geschmeidig, ihre Stilformen erst lebendig im Schatten großer Baumassen; die dekorative Bildsäule ist in erster Linie eine Anthropomorphifizierung der im steinernen Gefüge verborgenen Seele. Hier herrscht nicht der Naturalismus, sondern der Stil, nicht die geniale Laune, sondern das Gesetz. Darum ist die große Skulptur immer ernst, wie die Baukunst. Die von ihren Postamenten genommenen Statuen alter Tempel sehen fremd im Museumsaal, weil sie nur die von einem universalen Baugedanken getrennten Glieder sind. Man findet zu den griechischen oder gothischen Bildwerken kein rechtes Verhältniß, bevor man nicht im Geist Säulenreihen, Tempeldächer, Spitzbogen und Strebebögen dahinter sieht. Selbst das ornamentale Gliederspiel barocker Gruppen wird erst vor den Bauformen jener Zeit ganz verständlich. Das Maß von Naturalismus, das die Kleinplastik erlaubt, ja, zuweilen fordert, zerreißt jede Monumentalität, wenn der Bildhauer sich dieses Mittels bedient, um tote Traditionen mit einem Schein von Leben zu füllen.

Das neunzehnte Jahrhundert zeichnet sich durch einen scharfen Kunstverstand aus. Was mit Wissenschaft und Vernunft, mit sinnlicher Vergleichsmöglichkeit erreichbar ist, hat dieses Jahrhundert vollbracht. Es war eine

Epöche temperamentvoller Analyse auf allen Gebieten; aber darüber ist das stolzeſte Beſiſthum der Kunſt, die Syntheſe, verloren gegangen. Der Verſtand iſt viel für das künſtleriſche Schaffen, der Inſtinkt mehr, iſt Alles, weil nur er das Medium ſein kann, das ewigen Idealen einen Kraxalleis ſchafft. Erſt ſeit Kurzem weiſen hier und da Spuren auf ein Erwachen ſchöpferiſcher Kräfte, nachdem in der Baukunſt lange ein Zuſtand geherrſcht hat, der mit Kunſt nicht mehr das Geriugſte, ſondern nur mit eifriger Prunkſucht, armſäliger Verlogenheit und frechem Diebſtahl zu thun hatte. Muß unſere Großſtadtarchitektur geſchildert werden? Ein Gang durch die weſtlichen Straßen der Hauptſtadt ſagt jedem Sehenden mehr, als hundert paradoxe Wahrheiten ausdrücken können.

Dennoch: der tieſte Punkt iſt überſchritten und wir dürfen froh ſein, in dieſer Zeit zu leben. Iſt ihre grandioſe ſcheinende Ruheloſigkeit im Grunde auch kleinlich: ſie kündigt doch Großes an. Was noch vor wenigen Jahren wie eine wilde Utopie klang, heute iſt es faſt zur Gewiſſheit geworden: die in ſozialen Revolutionen gewandelte und ſich noch ſtätig wandelnde Geſellſchaft wird eine eigene Kunſt haben. Eine ſchöpferiſche Thatenluſt, zu der wir ungläubig erſtaunt ausblicken, regt ſich überall, ein Wille, der alle unſere Empfindung mit ſich fortreißt, drängt in tauſend Individualitäten zur That. Eins iſt entſcheidend: die Baukunſt, deren Platz ſo lange eine widerliche Pſeudokunſt eingenommen hat, erwacht wieder. Unträgliehe Zeichen ſprechen dafür. Der moderne Architekt denkt nicht mehr an Rom und Florenz; er ſieht ſinnend vor der Schönheit einer Dynamomaſchine und abſtrahirt von den Konſtruktionen der Ingenieure Geſetze für ſeine Kunſt. Von der brutalen Nützlichkeit aus gelangt er zur Kraft und von da iſt es nicht weit zur Schönheit. Freilich: die Erfüllung liegt im blauen Fernenlicht. Wenn aber der Weltenwille dem Menſchen das Große erſt enthüllt hat, ſo iſt ein Schickſal verhängt, das fortwirkt, biſ der Weg durchmeſſen iſt. Ob die zweite Generation die Frucht erntet oder erſt die zehnte: was thut es? Der Weg iſt das Ziel.

Solche Hoffnungen verpflichten. Es kann noch nicht von einer Baukunſt geſprochen werden, die die Skulptur ſtützen könnte; aber darf der Bildhauer darum träge warten, biſ ihn der Strom mit fortreißt? Auch die Plastik iſt in den vergangenen Jahrzehnten im Tiefften korrumpirt worden; man ſollte denken, da müßte der Bildhauer, voll Ekel vor der Zweideutigkeit ſeiner Lage, mit allen Sinnen der jungen Hoffnung zuſtreben. Aber gerade er ſcheint der Letzte bleiben zu wollen. Er ſieht abſeits und die Kämpfe der Zeit berühren ihn kaum.

Wie haben vier Bildhauer, die zählen; drei davon ſind Ausländer. Rodin, vielleicht das ſtärkſte Temperament der Gegenwart, wüthet im wider-

strebenden Material und sucht, mit verbissenem Troß, die ihm stets ins Malerische entgleitende Form ohne Hilfe einer Baukunst monumental zu bändigen. Er verlegt den Philistern Faustschläge ins Gesicht, läßt, in ruheloser Schaffenswuth, sein Verfertigerie nach allen Richtungen thätig sein und quält sich faustisch, den tiefsten psychologischen Ausdruck architektonisch zu umschreiben. Er verrichtet die vorbereitende Arbeit vieler Generationen. Meunier ist der Weisere. Seinen ursprünglichen großen Stilgedanken hat er auf das Maß beschränkt, das die Zeit der Skulptur gestattet. Jedes seiner Werke sagt: was sein könnte. Von Allen ist er vielleicht am Meisten ein Opfer der Zustände, weil er in sich der Reiffste und Abgeklärteste ist. So hat er sich selbst die Grenzen gezogen, die Rodin vom Schicksal gesetzt sind. An den Dritten, den Belgier Minne, denkt, wer träumt, wie die künftige Baukunst sein wird. Man darf vielleicht sagen — mit allem Vorbehalt, ein Schlagwort prägen zu wollen —: eine Renaissance der Gothik. Minne ist nicht der Größte als Künstler, aber Der, dessen Instinkt am Reinsten ist. Hinter seinen starren, feierlichen, von romantischem Leben erfüllten Gestalten zeichnen sich die Konturen einer senkrecht strebenden Architektur. Ein Ahnender scheint er, der weit vorausleuchtet, Einer, in dem der Kulturdrang, wie in seinem Landsmann Roetelind, eine offalte Form angenommen hat. Unser Hildebrand endlich beweist, daß man der neuen Zeit fast gegenüberstehen und doch ein großer Künstler sein kann. Er ist ein Verstand, dem nichts legitim genug scheint, um der bewährten alten Schönheit an die Seite gestellt zu werden. Sein: Werke können bis zu einem gewissen Grade monumental sein, weil ihnen als Folie die klassische Baukunst zu Gute kommt. Er ist ein genialer Rekonstrukteur mit starkem Wirklichkeitsinn. Mit der Zukunft hat seine Kunst wenig zu thun; sie zeigt aber allen Bildhauern, die sich auf den Dornenweg zu neuen Zielen nicht wagen mügen, wie der ernste Künstler der Fälle von Traditionen künstlerisch gerecht werden kann und wie feinstes Nachempfindung, selbst in einer schwachen Zeit, noch eine vergeistigte Schönheit und ein milder Abglanz hoher Kultur gelingen.

Leicht ist vorauszusetzen, daß die Kämpfe der Malerei sich in der Skulptur in ähnlicher Weise wiederholen müssen. Leider scheint es nicht, als ob die zunächst beteiligten Künstler aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte viel gelernt hätten. Die Philisterhaftigkeit ist den Bildhauern eigenthümlicher als den Malern, denn Diese sind mehr literarisch beweglich und in ihren Reihen ist das intelligente Talent häufiger zu finden, das in der Skulptur äußerst selten ist. Der einzige Weg für die Plastik, durch die Uebergangszeit zu kommen, ist: die Ausdrucksmöglichkeiten zu vervielfältigen, für die psychologische Eindringlichkeit, die unser Empfinden fordert, neue, resumirende Darstellungsmittel zu finden; denn den harmonischen Formen, den

reinen Dreiklängen der Renaissanceplastik kann sich der moderne, hysterisch schwankende Geist nicht anpassen. Die Malerei hat auf kleinen Leinwandflächen ihre formal technischen Experimente gemacht und sie wird nun bereit sein für große dekorative Aufgaben, sobald die neue Baukunst solche stellen wird. Einer ähnlichen Schulung bedarf die Skulptur. Das weite Gebiet der plastischen Impression ist zu bearbeiten, der lange Weg vom Charakteristischen zum Schönen zurückzulegen, die schwierige Phantasthetik zu vollbringen, den Realismus, ohne seine innere Wahrheit zu schädigen, zur idealen Stiltypen zu erheben. Es giebt — generell gesprochen — keine andere Disposition, die neuen Aufgaben zu bewältigen, als die der modernen Franzosen und Belgier, von Carpeaux und Carriès bis Robin, von Dubois bis Meunier und Minne. Es ist die Disposition einer sozial-künstlerischen Nothwendigkeit. Nur das reine Genie, in dessen Seele psychologische und formale Erkenntniß zugleich, wie Blitz und Schlag, fallen, steht außerhalb der kritischen Berechnung. Die mittleren Begabungen werden sich, da eine stützende Baukunst fehlt, auf sich selbst angewiesen sehen, auf dem kleinen Maßstab und Aufgaben wenig monumentaler Art. Es widerspricht dem innersten Wesen der Skulptur, aber es ist ihr Schicksal, ihr Uebergang. Nur Wenige wagen, diese Konsequenzen zu ziehen; das höchste Ziel der Rechten und Schlediten bleibt nach wie vor das Denkmal.

Das Denkmal als Selbstzweck ist ein Produkt, würdig unserer Zeit. Früher gab es Bildsäulen nur in naher oder entfernterer Beziehung zur Architektur. Standbilder wurden dem Gebäude an den End- und Ruhepunkten des architektonischen Problems eingefügt und ihr Tempo gliederte und belebte die großen Massen. Selbst wenn sie weiter vom Gebäude abrückten, hatten sie den Hauptzweck, den strengen Baugedanken im lebendigeren, sinnlicheren Spiel unmerklich aufzulösen und zu steigern, eins durchs andere. Später, etwa gegen das Ende der Renaissance, trat der skulpturale Zweck oft selbständiger auf; stets aber wurde ihm mit seinem Last ein architektonischer Vorwand gesucht: eine Brücke, ein Brunnen auf dem Marktplatz, vor alten Gebäuden, eine Ruhebänk mit schlichter Vaste oder auch Hermen in regelmäßigen Abständen, zwischen glatt geschorenen Taxushecken, doch in solcher Nähe des Schlosses, daß der Maßstab herüber und hinüber wirkte. Noch die berliner Philhellenen, Schadow, Schinkel, Rauch, hatten den rechten Instinkt, so weit er in dem unmöglichen Kompromiß: antike Kunstform und moderne Straße, zum Ausdruck kommen kann. Nachdem dieser letzte verzweifelte Versuch eines ernsthaften Geschlechtes nach eigener Art gescheitert war, wurde das Straßendenkmal in all seiner Scheusämigkeit den ästhetischen Anschauungen fest einverleibt. Wo jetzt ein Plätzchen frei ist, dicht neben den Häuschen, die weniger ästhetischen Bedürfnissen dienen, wird irgend ein

Berühmter in Marmor oder Bronze aufgestellt. Der gefeierte Ausgehauene steht in schneidiger Uniformattitüde oder in hilfloser Frackverlegenheit auf einem cigarrenkistenförmigen, allegorisch verzierten Postament und ringsherum werden „gärtnerische Anlagen“ und Spielplätze für Kinder gemacht. Fürsten sitzen auf Pferden, alles Andere muß stehen, irgend eine der neun Mufen hockt vor dem Sockel und schreibt mit dem Ausdruck eines Analphabeten den Namen des offiziell Bedeutenden auf, eine andere mit Lorber hält ihr das ornamentale Gleichgewicht und ein eisernes Gitter schützt das „Kunstwerk“ vor Verunreinigungen. Auf einem solchen Postament kann stehen, wer will: es paßt immer; diese Aufgaben sind kaum anders zu lösen als mit Hilfe der konventionellen Allegorie.

Ich wollte in flüchtigen Umrissen andeuten, welcher Wahl der Bildhauer unserer Tage gegenübersteht. Nimmt er seine Kunst ernst, so muß er Revolutionär sein und die romantische Reise zum Dornröschenschloß unternehmen; wenn er sich den geltenden Anschauungen mit all seinem Können unterordnet, mag er ein sehr geschickter Handwerker sein, dem große künstlerische Feinheiten gelingen: auf den Ehrentitel Künstler hat er trotzdem nicht mehr Anspruch als der Kaufmann, der einen Auftrag gewissenhaft effectuirt. Als dritter Weg bleibt der Klassizismus Hildebrands; aber er ist nur der feinsten Bildung, dem zartesten Epigongengefühl möglich, weil hier eine Nuance über den Werth der Kunstleistung entscheidet. Nur der hellenisch freien Sinnesart, der Schönheit und Heiterkeit zum Leben nothwendig sind, den seltenen aristokratischen Naturen, die vom sozialen Trieb der Zeit nicht im Geringsten berührt sind, steht dieses eng begrenzte Gebiet — ein Exil — offen. Man sollte meinen, der Jugend könnte die Wahl nicht schwer sein. Wir werden anders belehrt; und es ist wieder Berlin, das uns die Thatfache, wie sich die Skulptur dem elendesten, verlogenensten Traditionengemisch, das die Kunstgeschichte jemals zur That werden ließ, zugewandt hat, so überzeugend demonstriert, daß uns die Augen heißen.

Fast unmöglich ist es, die neueste berlinische Kunstthat in der Siegesallee anders zu besprechen als in einer Thersiteslaune. Die Sympathiegefühle, die einer ehrlichen Kritik so nöthig sind wie gute Luft den Lungen, müssen schweigen. Es wäre Verrath an den besten Kulturhoffnungen, wenn man gegenüber diesem für Jahrhunderte statuirten Merkmal einer barbarisch empfindenden Epoche nur den Versuch unternähme, Einzelnes zu retten, wo das Ganze so sehr den Widerspruch herausfordert. Welch ein Jammer, daß die ungeheuren Geldsummen, die der Kaiser geopfert hat, von den Künstlern so übel verdient worden sind!

Der Kaiser sieht in der Kunst in erster Linie ein Volkserziehungsmittel. Bestimmte Reden über das Theater geben die Gewißheit, daß es ihm vor

Allem darauf ankommt, jenen Grad von romantischer Sinnesart und Heroenglauben zu messen, der ihm für den Bestand des monarchischen Gedankens so wichtig scheint. Es ist Sache des Politikers, dieses Prinzip in den politischen und sozialen Wirkungen zu prüfen; aber es ist durchaus Sache des Kunstbeurtheilers, die Folgen dieser Anschauungen auf das innere Wesen der Kunst zu untersuchen. Bei einer Betrachtung der künstlerischen Produktion ergibt sich die Schlussfolgerung von selbst. Alle ernsthafte Kunst ist zuerst revolutionär, mag es sein, weil sie der Lebenssehnsucht und dem natürlichen Fortschritt vorangeht; zugleich aber ist sie doch eine im edelsten Sinne konservative Macht, weil sie das Irrende und Schweifende der Volkspantasie thätig verbindet, dem suchenden Zweifel eine Richtung weist, alles Kleinliche zerbricht und die ewigen Gefühle stärkt, weil sie den Menschen, indem sie ihn befreit, sittlich fesselt und dem Kleinlichen Pessimismus ein großes Symbol der Lebensbejahung entgegenstellt. Demokratische Sozialisten und Kommunisten hassen instinktiv die Kunst, weil sie in ihr eine eingeborene aristokratische Lebensform der Menschheit erkennen und weil sie oft überzeugt werden, daß der für echte Kunst Empfängliche ihren Halbwahrheiten und Schwärmerereien verloren ist. Wer sich ernsthaft mit Kunst beschäftigt ist stets der wahre Realist. Denn sie stärkt den Sinn für das Wesen aller Dinge und lehrt dadurch die freie Selbstbeschränkung; sie kann darum gewiß gerade dem modernen Fürsten, der seine Stellung kraft der freien Selbstbeschränkung der Völker empfängt, eine Helferin sein. Aber nur durch die unwohnbare erzieherische Macht, die ihr innewohnt. Wird sie von einer Tendenz direkt benutzt, ist ihre Gabe nicht mehr freiwillig, so schlägt das Göttliche ihrer Weiblichkeit sofort ins Heldenhafte um. Die freie Kunst, aber auch nur sie, schreitet so sicher der Zukunft entgegen, die von ihr ungewollt gewirkten sozialen Veränderungen sind so sehr ein untrüglicher Realsozialismus, daß jeder Regierende prüfen kann. Daraus ergibt sich, daß Eins der Kunst so nöthig ist wie der Traube die Sonne: Freiheit. Die große Kunst hat stets Ewigkeitwerth; wird der Künstler aber in den Dienst des Tages und einer mehr oder weniger profanen Tendenz gestellt, so wird der Glaube an sie, der einem Volk so wichtig ist wie die Selbstachtung, in dem Augenblick erschüttert, wo der Irrthum allgemein erkannt ist, und der daraus erwachsende Pessimismus richtet sich dann gegen jede Macht, — und zuerst vielleicht gegen die, die doch ausging, das Gegentheil zu erreichen.

Die fürstlichen Kunstförderer früherer Zeiten waren oft harte, herrische Naturen, die den Künstler wie einen Diener behandelten; an einem Punkte hielten sie doch stets inne: sie achteten die freie Schöpfungswahl des Künstlers so heilig wie eine Offenbarung des Göttlichen. Der ideal veranlagte fürstliche Mäcen ist so selten, weil er ein eigenthümlicher Geismischung ist. In seiner Seele vibriert Alles, was den Künstler macht; nur fehlt ihm das

Organ, selbst produktiv zu werden. Der Reiz auf die Göttlichkeit der schaffenden Kraft ist in ihm zur höchsten Selbstlosigkeit umgeschlagen, seine Resignation ist optimistisch, und da er dem starken Naturdrange, der dem Künstler eigen ist, nicht genug thun kann, so wird diese Seelengewalt in ihm zum Kulturdrange. Kraft seiner gesteigerten Empfänglichkeit überfiehet er alle Bestrebungen; und so vermag er die genialen, individualistisch schweifenden Einzelwillen für höhere Kulturzwecke zusammenzufassen.

Unser Kaiser ist anders. Er ist ein Wollender mit dem starken Bewußtsein einer idealen Mission. Die Kunst ist ihm eine Dienerin seines Herrscherwillens, zur Repräsentation wohl geeignet. Vom Künstler erwartet er die Förderung seiner unverrückbaren Pläne. Das heißt aber für Diesen in vielen Fällen: Verzicht auf die Freiheit der Entschliegung. Die Begegnung wird für ihn zur Gewissensfrage. Widerspricht seine Auffassung der des Fürsten, scheint ihm der ideale Auftrag seiner Seele wichtiger als der materielle, so bleibt ihm nur übrig, auf die Mitarbeit zu verzichten.

Es ist bezeichnend, daß man in der Siegesallee nicht weiß, wie die verschiedenen Bildhauer zu ihren Werken stehen. Haben sie diese Aufgabe mit Freude ergriffen, so ist ihrer Kunstanschauung der Stab gebrochen; und sind sie mit Widerwillen herorgetreten, so haben sie ohne Verantwortlichkeitsgefühl gehandelt. Beides wird wahrscheinlich zutreffen. Einige sind darunter, die ihr Werk zweifellos für eine That halten. Andere müssen wissen, welches schlimme Kompromiß sie geschlossen haben; und sie sind am Meisten zu verurtheilen. Der Künstler fällt eine eben so verantwortliche Stellung wie der Richter, der über die Freiheit seiner Mitmenschen entscheidet. Wie Dieser keinen Herrn über seine Entscheidung erkennen soll als sein sorgsam disziplinirtes Gewissen, so hat Jener die Pflicht, Das, was ein Gott ihm zu sagen gab, nicht aus kleinlichen, materiellen Gründen zu mißachten und seine Begabung nicht in den Dienst einer Sache zu stellen, von der sein Herz nichts weiß. Der feile Kritiker ist nicht mehr zu tadeln als der Künstler, der gegen den Instinkt arbeitet. Gerade weil hier jede Kontrolle aufhört, das fertige Kunstwerk dem unsichtbaren Urbild nicht zu vergleichen ist, verdoppeln sich die Verpflichtungen. Die Sünde des Künstlers ist die wider den Heiligen Geist, die als die größte bezeichnet worden ist. Noblesse oblige! Jede Begabung, sie sei groß oder klein, ist ein Adelsprädikat der Natur und macht Den, der sie hat, zum Führer der Massen. Briecht er das still in ihn gesetzte Vertrauen, so handelt er wie der Lakai in der Post, der in devoter Haltung seinen tauben Herrn mit leiser Stimme beschimpft.

Heute ist die Händlermoral so tief in alle Stände gedrungen, daß man sich fast lächerlich macht, wenn man vom Künstler den Verzicht auf einen lohnenden Auftrag, einem Prinzip zu Liebe, erwartet. Die Villa im

Grünwald, die reichen Bestellungen der Provinz, der Adlerorden, — was ist dagegen der kategorische Imperativ!

Der Gedanke der zweiunddreißig Fürstendenkmale in der Siegesallee ist zuerst ein pädagogischer, dann ein dekorativer; ein künstlerischer am Wenigsten. Jeder Sachverständige hätte vorherzusagen können, daß so viele selbständige Denkmale in weißem Marmor in einer Straße von etwa 500 m Länge ästhetisch unmöglich sind. Der unabweisbare Instinkt, der die Skulptur mit der Architektur in Verbindung bringt, ist hier auf die Idee verfallen, die Monumentalbank als Grundriß anzunehmen. Weil aber die Bank doch nur Nebensache sein sollte, wurden zwei Prinzipien, die nichts mit einander gemein haben, verquikt. Wäre es bei einer einfachen, würdigen Bank geblieben, mit einer Mittelherme oder Brunnenanlage, und die Zahl etwa auf den vierten Theil reduziert worden, so hätte Etwas werden können. Aber dann hätte man den Entwurf einem Künstler wie Hildebrand übertragen müssen, der in der meiningen Braunsbank den schönsten Befähigungsnachweis gegeben hat. Wollte man aber die Fürstenbilder als Hauptidee, so hätte von Denkmälern in solchen Dimensionen abgesehen und die einfache Hermenform gewählt werden müssen. Das Ganze hätte dann einen fremdartigen, aber doch vornehm beschiedenen Eindruck machen können. Jetzt ist es nicht Architektur, nicht Park, weder Denkmal noch Bank, sondern ein dekoratives Umding.

Von wem stammt der Grundriß? Wirklich von Vegas? Jedenfalls ist der Kaiser in diesem Punkt sehr schlecht bedient worden. An diese Norm hatten sich die Bildhauer streng zu halten; ihre Phantasie war dadurch von vorn herein gelähmt, so daß alles Einzelne verfehlt wurde. Ein gleichgiltiger Fürst war darzustellen, im Hintergrund noch gleichgiltigere Vasallen, der Grundriß, die Maße, die Formen, der Rhythmus, alles Wichtige war vorgeschrieben, Eigenes konnte nur in unbedeutenden Details und in der Charakterisirung Eines, dessen Charakter in den meisten Fällen dunkel ist, gegeben werden: da soll man von freier Künstlerschaft sprechen? Hier giebt es nur zur Siegesallee abkommandirte Bildhauer und eine militärisch kontrollirte, im Heroldsamt entstandene Kunst; wer da überhaupt noch von individuellen Leistungen erzählt, macht Phrasen.

Mit wahrer Andacht tritt man von dieser Apotheose Kurbrandenburgs wieder vor die Denkmale Rauchs vor der Neuen Wache. Wie ist hier Alles künstlerisch und fein! Sogar Militärhöfen sind ästhetisch bewältigt. Es ist gewiß Epigonenkunst; aber sie verhält sich zu den Leistungen der Siegesallee wie Rheinwein zu Bitterwasser. Von dem Brückendenkmal des Großen Kurfürsten gar nicht zu reden. Wie hat man über den Klassizismus gespöttelt! Diese Epigonensehnsucht nach einer Volkskunst vollbrachte Thaten trotz Alledem. Es gab für sie nur eine Ausdrucksform, die des eignen Geistes; die Stud-

professoren der Siegesallee haben aber den wigigen Einfall gehabt, jedem dargestellten Fürsten den Stil seiner Zeit zu verleihen. (Oder gehört Das mit zum „Grundriß“?) Es giebt darum nicht nur einen Abriss der Weltgeschichte dort, sondern auch Kunstgeschichte. Und, lieber Himmel, was für eine! Die Fürsten sind nach Kupfern aus alten Schattelen portrairt, so weit das Archiv Auskunft gab; die Anderen sind im Opern- und Schauspielhaus zu finden. Pose, gespreizte Märcen, daß man schamroth wird, Telramund, Siegfried, Lohengrin, — Resper, Sommerstorf und ich weiß nicht wer noch. Zwischen bemalter Pappe, im elektrischen Licht, da ist das wahr: Reich plastischen Anregung. Goethe forderte, der Schauspieler solle beim bildenden Künstler in die Lehre gehen; jetzt ist es umgekehrt. Malerisch drapirte Mäntel, kühne Helmsilhouetten, gebietende Armbewegungen, provyige Schlächterstellungen, pupillarische Sicherheiten, Kostümergelesen vom Bärenfell zum Hermelinmantel, Kronen, Kanonenstiefel, kurz: Panoptikum. Alles häßlich der Ordnung gemäß; ein Hosensatz ist so ausführlich behandelt wie ein Auge, ein Panzerhemd wirft tiefere Schatten als ein Kopf.

Es ist eine wahre Beruhigung, daß der alte Fontane nicht den Graus erlebt hat, wie seine lieben Kröhers, Bredoms und Bälows hier behandelt sind. Nicht Einer, mit Ausnahme von Vegas, hat eine Ahnung, wie eine Büste mit dem Postament und dieses mit der Bank organisch zu verbinden sind. Einer sagt unter den Armen den Leib durch und stülpt das Fragment auf einen vierkantigen Pfahl, ein Anderer komponirt die Hermenform individualistisch um, als hätte er nie von Griechenland vernommen. Die Hauptpostamente mit den Säulchen, Kartouchen und ornamentalen Bändern disponirt jeder bessere Studateurgehilfe geschickter; und die Eulen, Gänse, Schwäne, die aber Adler zu sein prätendiren, spotten in ihrer schreienden stilistischen Hilflosigkeit jeder Beschreibung. Ach, — und die Ornamente! Mit romanischen Motiven fängt es an, mit klassischen hört es auf; der ganze Kreislauf, den das Kunstgewerbe der letzten dreißig Jahre gemacht hat: hier ist ihm in Stein ein bleibendes Denkmal gesetzt. Aber jeder Schüler des Kunstgewerbe-Museums kennt die charakteristischen Merkmale und Schönheiten der Stile besser als diese „berühmten Künstler“, die sich das Nöthige aus schlechten Sammelwerken zusammengeschundert haben. Außerdem merkt man überall die rohe Haut des Marmorarbeiters; die Künstler haben kaum hier und da die schematische Routine des Handwerkers überarbeitet, so daß überall eine gleichmäßige Brutalität der Ausführung herrscht. Das ist keine Technik, sondern Maschinenarbeit, nicht Marmor, sondern Zuderfuß. Diese ganze geschichtlich dozirende Plastik ist nicht in einer Linie persönlich; kaum eine Form ist recht verstanden, keine Silhouette schön: patriotische, schauerhaft verstimmte Blechmusik.

Ah, Du schönes Potsdam, Du liebliches Sanssouci, mit Deinen wohlbedachten Anlagen, schön geordneten Statuen und der klug gesteigerten Architektur! Die elendeste Sandsteingruppe im unverkennbaren Stil der Zeit: wie schön ist sie gegenüber diesem kostbaren Marmor! Die Stadgöttinnen auf dem Stadtschloß: welche Tanzmusik von Bewegung und Form gegenüber den steifen, leichenblaffen Silhouetten der Siegesallee, wenn man vom Kemperplatz zur prozigen, in dickem granitenen Gränderstil ragenden Siegessäule hinunterblickt! Der Maßstab der schönen Straße ist ganz verdorben.

Und doch haben hier einige Männer gearbeitet, die zu Besserem taugen. Mit Bogas wird man sich endgiltig auseinanderzusetzen haben, wenn sein Bismarckdenkmal fertig ist. Es wird sehr lehrreich sein, die Begegnung zwischen dem begabtesten Vertreter der modernen Dekorationsplastik und der gehaltvollen Geniegestalt Bismarcks zu beobachten. Die Art, wie dieses Makarttemperament dem Manne gerecht wird, dem jede Pose fremd war, wird sicher den Werth der ganzen Richtung bestimmen helfen. Das Verhältnis von Bogas zu den Thaten der Siegesallee ist etwas dunkel. Er scheint so gewissermaßen der Regisseur des Ganzen zu sein und vielleicht hat er auch den Grundriß auf dem Gewissen. Denn er hat im Kaiser-Wilhelm-Denkmal bewiesen, daß man ohne eine Spur architektonischen Empfindens ein bedeutender Bildhauer sein kann. Sein Denkmal Baldemars des Großen ist zweifellos die beste Einzelleistung im Rahmen des Gegebenen. (Während Dieses geschrieben wird, fehlen noch die letzten Denkmale). Die Hauptfigur ist ruhig und plastisch gedacht, die Büsten sind verständlich mit der Bankarchitektur verbunden und die Adler füllen den verfügbaren Raum in gut sitzender Manier. Die absichtliche Einfachheit dieser Anlage schafft einen wohlthuenenden Gegensatz zu dem Spektakel der anderer. Ihm nah kommt sein Schüler Kraus mit der einer gewissen Anmuth nicht entbehrenden Gruppe Heinrichs des Kindes. Auch Schapers Namen hören wir; seine Arbeit fehlt noch. Wir kennen ihn als einen feinen, kritischen Formalisten; von allen neueren Denkmälern Berlins hat sein Goethestandbild die besten Qualitäten: tote Form, aber wenigstens gute Form. An diese Aufgabe, die seiner Art ganz widerspricht, muß er mit Seufzen gegangen sein und es läßt sich bestimmt vorher sagen, daß er schmählich entgleisen wird. Von seinem guten Geschmack aber hätte man am Ehesten den Verzicht erwarten dürfen. Einer, der überall mit dabei sein muß, ist Oberlein, der Schöpfer der berlinischen Akropolis, der Erfinder einer neuen, hehren Gefelligkeit, der in seines Geistes Auge die Abonnenten des Berliner Tageblattes klassische Treppenfluchten rhythmisch emportorkeln sieht. Ihm wurde, was ihm zukommt: die Pracht des ersten Preußenkönigs. Sein Denkmal ist eine marmorne Goethebundrede. Als Künstler steht er so ungefähr zwischen Michelangelo und Cassan;

Niemand wird die Weisheit solchen Standpunktes anzweifeln können. Stets läuft er in einem Rausch umher, den er sich im schweren Wein klassischer Kunst angefühlt hat — aber er kann nicht viel vertragen —, und dann will er Andere überreden, seine Zappeligkeit sei der „schöne Wahnsinn des Genies“. Immerhin hat er viel gelernt; der Ornat ist gut modellirt, die Details charakteristisch bearbeitet; aber vom Maßstab des Ganzen und der Theile weiß er kaum mehr als sein Kollege Pfreyschner, über dessen geknickten Joachim Friedrich sogar die vorbeischlurrende Zeitungsträgerin, die doch für Kunst wahrhaftig nicht Zeit hat, grinst. Auch Siemering, der bisher in seinen Arbeiten eine gewisse Haltung bewahrt hat, ist unter den unglücklichen Unsterblichen; ferner Karl Begas, der ein feiner Portraitist sein könnte, und Brütt mit seinem schweren, massiven Talent.

Sie Alle — und sogar der Schwarm der Ganzkleinen — könnten in ihrer Weise nützliche Kulturarbeiter sein, wenn sie sich ihrer vornehmsten Künstlerpflicht ganz bewußt wären.

Pflicht! Das Wort hat in seiner höchsten Bedeutung keinen Kurzwert. Jeder föhrt es im Munde, der eine Halbheit, Freizheit oder Lüge beschönigen oder seiner Selbstsucht ungestört nachgehen will; aber die höhere Pflicht, die eingeborene, die darin besteht, der ewigen Unruhe der Seele zu vertrauen, für eine Kulturmission, und sei sie durch das kleinste Talent legitimirt, jeden goldenen Tageserfolg zu verachten, das Glück im Suchen nach Größe zu empfinden, das Recht auf sich selbst täglich neu durch eiserne Selbstsucht zu erwerben: wie Wenige erkennen die an! Einer großen Zukunft gehen wir entgegen, alle schöpferischen Kräfte wären nöthig, um in die Rathlosigkeit der ersten Arbeiten Ordnung und Bewußtsein zu bringen; aber die von der Natur als Führer Bezeichneten stehen müßig da oder stemmen sich gar feindsülig gegen das Neue. Das Beste, was sie haben, verkaufen sie dem Meistbietenden. Die Zeit wird ja trotzdem über alle Erbärmlichkeiten hinweggehen; aber inzwischen wird die Verwirrung in dem großen Prozeß, der zwischen Gegenwart und Zukunft anhängig ist, durch dieses falsche Zeugniß der Skulptur gesteigert und Viele von denen, die schon wankend waren, werden, eingeschüchtert von dem höfischen Nimbus, wieder ins alte Lager zurückgetrieben. Wir Andern aber, die ohne große Hoffnungen nicht sein können und überzeugt sind, den frühesten Anfang einer besseren Zeit zu erleben, wir trauern, daß deutsche Künstler auf Jahrhunderte hinaus allen zu höhnischen Glossen stets bereiten Völkern eine breite Kästergasse eröffnet haben.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Don Mario Chigi.

Das siebenzehnte Jahrhundert brachte den römischen Nepotismus zur höchsten Blüthe. Freilich waren die Zeiten vorbei, wo zu Gunsten päpstlicher Kinder oder sonstiger Verwandten große römische Familien durch rohe Gewalt oder schändlichen Justizmord ihres Besitzes beraubt wurden; aber dafür ersann die erfinderische Habsucht allerlei zwar kleinliche, aber doch ergiebige Bereicherungskünste. Sie im Einzelnen authentisch nachzuweisen, ist selten möglich, da die Nepoten sich hüteten, allzu viel von ihrer Thätigkeit merken zu lassen, und die Beraubten entweder, wenigstens zum Theil, mit ihnen unter einer Decke steckten oder doch die an ihnen geübten Kunstgriffe mit Zinsen nach unten weiter gaben und schon deshalb schwiegen.

Als Typus der schamlosen Frechheit, mit der die Nepoten ihre Stellung ausnuzten, gilt Don Mario Chigi, der Bruder Alexanders des Siebenten, von ihm nach längerem Zögern aus Siena nach Rom berufen, zum General der Kirche und Gouverneur des Borgo ernannt und schließlich zum allmächtigen Berather in geistlichen und weltlichen Dingen erhoben.

Von ihm ist ein handschriftlich in der hamburger Stadtbibliothek aufbewahrtes Dokument erhalten, das volles Licht über seine zum Nutzen des „Hauses“, wie er zu sagen pflegt, ausgeübte Thätigkeit verbreitet. Es ist ein ausführlicher, an seinen Sohn Don Flavio nach Paris gerichteter Brief, wohin Dieser im Jahre 1664 als Cardinal-Legat gesandt worden war, um Ludwig dem Vierzehnten Abhilfe für die Beleidigung zu leisten, die dem französischen Gesandten, Herzog von Créqui, in Rom zugefügt worden war.

Die volle Offenheit, mit der Mario in dem Schreiben seine Maßnahmen aufzählt, erklärt sich daraus, daß er eben an seinen Sohn schreibt, dem ja die väterlichen Kunstgriffe in erster Linie zu Gute kommen mußten; aber der Eindruck dieser naiven Selbstschilderung ist denn doch für nördliche Leser und die sittlichen Anschauungen des zwanzigsten Jahrhunderts so merkwürdig, daß man versucht sein kann, das Ganze für eine gegen die Nepotenvirtheft gerichtete Satire zu halten, der die Briefesform lediglich als literarische Einkleidung zu dienen hätte; nur hält eine solche Vermuthung keiner genaueren Prüfung Stand. Erstens werden nämlich fortwährend so intime und, wie der Augenschein lehrt, wahre Einzelheiten berührt, daß es unmöglich ist, ihre Kenntniß bei einem der zahlreichen satirischen Schriftsteller auch nur für möglich zu halten, die sich den Papst mit seinen Nepoten und die Cardinäle mit ihrem Anhang zur Zielscheibe des Witzes nahmen. Ferner wird der Cardinal von seinem Vater in einer Weise abgefanzelt, die sich aus

dem Familieninteresse und der wüthenden Sparsucht Marios sehr wohl erklärt, aber in eine Satire nicht passen würde. Dazu kommt, daß der Brieffschreiber eine souveraine Verachtung pflückerischer Künste und Kniffe zeigt, die in dieser Allgemeinheit in den Pasquinaden nicht zu finden ist: beschränken sich ihre Verfasser doch im Allgemeinen darauf, einzelne Schwächen oder Laster hervorzuheben und zu geißeln, während sie die Kirche selbst und die Geistlichkeit in ihrer Gesamtheit nicht angreifen. Außerdem sind Einzelheiten über die Unterhaltung des Papstes mit seiner Umgebung in dem Schreiben enthalten, die kaum von einem Anderen als Mario gewußt und berichtet werden konnten. Endlich aber — und Das ist die wichtigste Erwägung — zeichnet Mario, natürlich unbewußt, ein ganz anderes Bild von sich, als es ein satirischer Schriftsteller gethan hätte. Gilt er doch für das Vorbild gemeinen nepotischen Eigennutzes, ohne daß erklärt würde, wie die stets sehr kritisch gestimmte römische Welt dazu kam, ihn so lange zu ertragen. In diesem Schreiben erscheint er — natürlich, ohne daß eine Charakterzeichnung beabsichtigt würde, sondern nur durch die einfache Logik der von ihm berichteten Thatfachen — als ein Mann, der durch die Energie des Willens und die Unererschöpflichkeit des diesem Willen zur Verfügung gehaltenen Nervencapitals seiner Umgebung unendlich überlegen ist. Wie bedeutend außerdem seine Bildung war, sieht man klar aus ihrem untrüglichen Merkmal, seinem Stil, dessen Reiz dem der Dichtungen Bellis sehr nah kommt und dessen Kraft sich mancherorts in neuen Wortbildungen — wie *molimondo* (Weltenbau) — gleichsam Luft macht: der toskanische Witz des nach Rom verpflanzten Seneca verbindet sich hier mit der unererschöpflichen Energie und Originalität des stadtrömischen Sprachgebrauchs. Was er übrigens auch von sich selbst gestehen mag: häufig genug verhöhnt er selbst den heutigen Leser durch den gefunden Humor, mit dem er sein eigenes Treiben betrachtet.

Er muß als Kind seines Jahrhunderts genommen werden. Jede Epoche staffirt ihre „Lebensfragen“ mit anderen Moralsloßfeln aus und der selbe Mann, der den kleinlichsten Betrug und die gemeinste Ueberschmeichelei als ganz natürliche Dinge ansieht, erwärmt sich für die Tärkennoth des Kaisers und Benedigs; unsere Kategorien Gut und Schlecht existiren für ihn eben so wenig wie für Julius Caesar. Wie sich Caesar lebhaft gewundert haben dürfte, wenn man ihn, wie Niebuhr thut, für einen „herzlichen Menschen“, also doch wohl für einen Mann gehalten hätte, der andere Ziele und Zwecke kannte und verfolgte als die in dem eigenen Ich liegenden und dadurch bedingten, so hätte Matio schwerlich begriffen, wie man ihm in einer Zeit und in einer Stadt, wo fast alle Regirenden stahlen und betrogen, die Benutzung der Gelegenheiten verargen konnte, die ihm seine Stellung gewährte. War doch der gesammte römische Hof in der Frühzeit Alexanders darüber unglücklich,

daß der Papst seine Verwandten in Siena sitzen ließ, statt sie an die Stippe zu laden, an die sich die hohe Prälatur gar zu gern, ihnen gleichberechtigt, binden lassen wollte. Den heuchlerischen Lügen dieses ihm dann immer feindlicher werdenden Pfaffengezüchtes ist er durch die antike Offenheit seiner frohen Welt- und Menschenverachtung weit überlegen, wie er denn auch dem elenden Jesuitengeneral nach seinem klassischen Berichte die ergößlichste Abführung zu Theil werden läßt.

Schwierigkeit macht nur ein Punkt: wie konnte, so muß man sich verwundert fragen, ein solches, nur im engsten Vertrauen mitgetheiltes Schriftstück verbreitet werden? Denn der Brief ist kein Original, sondern eine von Schreiberhand genommene Abschrift, die von Fehlern wimmelt, wie sie leicht bei der Wiedergabe einer wahrscheinlich schwer lesbaren Urschrift vorkommen. Das Schreiben muß also durch irgend eine Unvorsichtigkeit des Empfängers in fremde Hände gefallen und seine Lecture so interessant erschienen sein, daß es in einer oder mehreren Abschriften weiter verbreitet wurde. Solche Unvorsichtigkeit ist bei einem Manne vorauszusetzen, der in dem Ruf stand, vor den Lockungen des Weines und der Liebe seine kirchensürstliche Würde nur sehr schwer bewahren zu können; der zärtliche Vater läßt ihm in Bezug auf die zuletzt erwähnte Würze seines priesterlichen Lebens Rathschläge zukommen, die sich hier auch nicht einmal andeuten lassen. Charakteristisch für den Vater wie für den Sohn ist dabei die Warnung, sich Neigungen hinzugeben, deren Befriedigung in Frankreich „rücksichtslos Weise“ (*con poca discretionis*) mit dem Feuertode bestraft wird.

Die glückliche Ankunft des Legaten in Paris hat den Papst eben so wie den Brieffreiber mit der lebhaftesten Freude erfüllt; leider hat er sich jedoch einer Verschwendung schuldig gemacht, die in Rom den stärksten Unwillen erregt. Es waren ihm nämlich Handschuhe, Fächer und Toilettenartikel, feine Oele und Salben mitgegeben worden, um sich durch gelegentliche Geschenke bei den Damen und Kavalieren des Hofes von Fontainebleau beliebt zu machen oder dankbar zu erweisen. Statt aber diese Instruktion des Papstes, die er ihm noch am Abend vor der Abreise mündlich eingeschärft hatte, zu befolgen, hatte er die eben nur für den Hof bestimmten Geschenke an Personen vertheilt, die ihm auf der langen Reise durch Frankreich Höflichkeiten erwiesen hatten. Da bricht der Zorn des Vaters aus: „So groß auch die Ehren- und Gunstbezeugungen sein mögen, die ein Priester von Laien beansprucht: nie brauchen sie mit etwas Anderem erwidert zu werden als mit ein paar Segenssprüchen, etlichen Medaillen und fünf oder sechs Agnus Dei, unter den üblichen mündlichen Uebertreibungen, daß man den Frommen unschätzbare Güter schenkt, durch die sich der Christ den ewigen Ruhm erwirbt. Das hätten Sie auf Ihrer Reise Jedem gegenüber beobachtet sollen, und

wenn man Ihnen auch goldene Ehrenpforten erbaut und die Straßen mit Edelsteinen gepflastert hätte. Euer Eminenz tragen nun schon acht Jahre den Purpur und selbst ein Stück Marmor hätte in diesem Zeitraum begreifen lernen können, daß es unser Prinzip ist, die Völker durch kirchliche Lockspeisen (*l'esca ecclesiastica*) dahin zu bringen, daß sie ihr Geld in unsere Schatzkammern tragen. Doch ist es thöricht, über geschehenes Unglück unaufhörlich zu klagen, und so hat denn schon am Sonntag Seine Heiligkeit Auftrag gegeben, mit möglichster Beschleunigung die Gegenstände anzufertigen, deren Liste Euer Eminenz uns eingeschandt haben, so daß sie nach Ablauf einer Woche abgeschickt werden können. Nur wollen Eure Eminenz bedenken, daß Ihre Verschwendung unserem Geldbeutel einen doppelten Schaden, nämlich durch die Wiederholung der Anfertigung und die Uebersendung, zugefügt hat, so daß ich fühle, wie sich mir bei dem bloßen Gedanken daran die Seele zuschnürt (*coartar*), ja, daß ich den Tag Ihrer Geburt verfluche. Seine Heiligkeit besteht denn auch darauf, daß diese Säckelchen (*galanterie*) lediglich den Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt und den Damen und Cavalieren des Hofes verehrt werden; die Anderen mögen eine Ueberschwemmung (*diluvio*) von Segenssprüchen und Ablass bekommen: mit einer solchen Verschwendung sind wir einverstanden.“

Eine Art von Verschwendung zieht gewöhnlich noch andere überflüssige Ausgaben nach sich. Da sich nun der Kardinal genöthigt sah, in Rom auf schleunigen Erlass seines vorzeitig erschöpften Vorrathes von „Galanteriewaaren“ zu dringen, so schickte er seine Depesche nicht mit einem der gewöhnlichen, in regelmäßigen Zwischenräumen abgehenden Couriere zum Paps, sondern mit einem Expreffen. Darüber macht ihm dann Mario gleich am Anfang seines Schreibens lebhaftest Vorhaltungen. „Ein solches Verfahren hat drei üble Folgen für uns: erstens das Reisegeld, das Euer Eminenz dem Expreffen einhändigen müssen, zweitens die Redereien der kleinen Fürsten (*principottoli*) Italiens, die stets auf das Auslandschaften unserer Angelegenheiten gerichtet sind, während es ein Prinzip unseres Hauses ist, Alles, was uns angeht, möglich geheim zu halten; drittens muß Seine Heiligkeit diesen Courieren eine Güte (*amorevolezza*) erzeigen, die stets in Geld besteht und uns also an die Seele geht (*carpiroi l'anima*). Dazu käme noch viertens das Trinkgeld, das ich ihm geben müßte, wenn meine Börse nicht der Hartnäckigkeit eines immerwährenden Verschlusses geweiht wäre, die mich, Gott sei Dank, niemals der Unannehmlichkeit solcher Bezeugungen von klingender Freundlichkeit aussetzt.“

Aber der besorgte Vater nimmt sich des Sohnes nicht nur durch Tadel und Warnung an, sondern er erteilt ihm auch Rathschläge politischer Klugheit und gewandten diplomatischen Benehmens, besonders dem König gegen-

über. Darüber schreibt er: „Die Unterredungen, die Sie, abgesehen von dem politischen Zweck Ihrer Mission, mit Seiner Majestät und deren nächster Umgebung haben werden, sollen alle auf die Erlangung (abbusco) fetter Abteien oder Pfründen und auf die Zusicherung des Schutzes der Krone Frankreich für unser Haus gerichtet sein; sind doch alle Hoffnungen, die wir thörichter Weise auf Spanien gesetzt hatten, vereitelt worden; ja, die spanische Monarchie steht so auf der Spitze (in bilico), daß jeder Einsichtige das Emporstreigen Frankreichs auf die höchste Stufe europäischer Machtentfaltung voraussehen muß. Müßen auch die Verhandlungen mit eben so viel Eifer wie Feinheit geführt werden, so bieten sie doch keine Schwierigkeit, wenn sie nur mit der Bemäntelung (inorpellatura) erkünstelter und herzlicher (affettate o sviscerate) Betheuerungen unserer völligen Hingabe an die Interessen Seiner Majestät verbrämt sind; Jemandem persönlichen Vortheil in Aussicht stellen: darin besteht die gesammte Rhetorik unserer Zeit. Dabei empfehle ich übrigens Eurer Eminenz die zwar triviale, aber doch sicher nützliche Erwägung, daß Verhandlungen, wie die erwähnte, am Besten nach Tisch geführt werden, da zu jener Tageszeit die Stimmung (l'ispirato) der Menschen am Heitersten und Gefälligsten ist. Mit dem Marquis Lione brauchen Sie bei Ueberreichung der Dete, Handschuhe und Heiligenbilder nicht so viele Umstände zu machen wie mit den Prinzen und Hofleuten. Da er beim König, wegen der Aehnlichkeit im Temperament und Charakter, sehr viel gilt, so wollen Sie unsere ihm günstigen Gefinnungen (haverso, verschrieben für favore) möglichst übertreiben; bleibt er doch gleichsam als unser Schutzengel am französischen Hofe zurück, um die Freigebigkeit seines Jupiter tonans für unser Haus in Anspruch zu nehmen. Um seine Geneigtheit zu gewinnen (grancarsi, verschrieben für grancirsi), würde ich ihm in Aussicht stellen, er solle die Einkünfte aller Abteien und Pfründen einziehen, die es Eurer Eminenz etwa glücken sollte, von Seiner Majestät zu ergattern (carpire). Auf diese Weise könnten wir ihm ein Geschenk nach der Art Leos des Zehnten machen, der zu verschenken pflegte, was anderen Leuten gehörte.

Der Tod unseres Verwalters Salveti ist mir so nah gegangen wie das Hinscheiden eines Blutsverwandten, da er uns im Leben sein ganzes Herz gewidmet und uns testamentarisch sein Vermögen vermacht hat. Freilich gehört es uns eigentlich so wie so, da er es in unserem Dienst und mit unseren Mitteln erworben hatte. Seinen Verwandten hat er einige Legate ausgesetzt; paßt es mir, so werde ich ihnen diese Summen auszahlen. Alles ist in mein Belieben gestellt, da er mich als seinen Testamentsvollstrecker eingesetzt hat. Um übrigens unseren Neidern jeden Vorwand zu Redereien zu nehmen, werde ich gegebenen Falles das Testament von unserem Vertrauensmann, dem Rotar Tommaso Paluzzi, der es auch entworfen hat, entsprechend umändern lassen.

Gestern Morgen begab ich mich zu unserm Herrn, mit dem ich eine lange Besprechung hatte. Dabei wurde beschlossen, eine Steuer von einem Bajocco auf die Foglietta Del zu legen, um etwas Geld für unser Haus einzunehmen, da zum großen Schmerz Seiner Heiligkeit länger als einen Monat keine nennenswerthe Summe eingegangen war. Als dann die Rede auf andere Dinge kam, gab er mir zu verstehen, er beabsichtige, den Theil des apostolischen Palastes auf dem Quirinal, der an der Strada Pia nach den Quattro Fontane zu entlang läuft, weiter auszubauen, und er wünschte, meine Ansicht darüber zu vernehmen. In diesem Augenblick trat der Jesuitengeneral Vater Oliva ein. Während nun unser Herr in dessen Gegenwart seinem leidenschaftlichen Verlangen, jenen Bau zu beginnen, weiteren Ausdruck gab, ließ es sich der unverschämte (petulante) Jesuit, mit Hintanzetzung des hochgestellten Männern schuldigen Respektes, einfallen, Seiner Heiligkeit, unter Anführung von allerhand sophistischem Gründen, vom Bau abzurathen. Es fehlte nicht viel, so hätte sich der Heilige Vater von ihm überreden lassen. Da nahm ich das Wort und warf dem Vater vor, daß ihm der Ruhm Seiner Heiligkeit gleichgiltig sei, während doch die Päpste durch das Zeugniß der Inschriften (l'attentata Inscrittioni verschrieben für l'attestato d'iscrittioni), wie sie an solchen Gebäuden angebracht werden, ihren Namen unsterblich machen. Als der Vater die Wuth sah, die aus meinen Augen bligte, erwiderte er mit frommer Miene, der Name Seiner Heiligkeit werde durch die Ausübung der Tugend, deren reichlicher Besitz sich stets für einen Papst zieme, größeren Ruhm erlangen als durch die Ausführung von Bauwerken, die weltlichen Fürsten mehr zulämen als geistlichen.

„Vatre Oliva“, versetzte ich, „ehe wir zur Definition der Tugend kommen, die die Heiligkeit unseres Herrn auszuüben hat, sagt mir doch, weshalb Eure Gesellschaft, obgleich die Ausführung großer Bauten weltlichen Fürsten mehr als geistlichen zukommt, nicht nur in Rom, sondern in jeder Stadt der Welt keine Häuser, keine Klöster, keine bescheidenen Paläste (palazzine), sondern Weltbauten (molimondi) aufführt, Riesentafelle, in deren jedem bequem zehn Monarchen untergebracht werden könnten?“

„Die Ausdehnung unserer Profeshhäuser“, erwiderte er, „entspricht nur der Zahl ihrer Bewohner; daran ist nichts Ueberflüssiges.“

„Und welchem Dienst widmet sich denn heute die große Zahl Eurer Väter vom Orden Jesu?“

„Dem Gebet für die Rütze des Menschengeschlechtes und dem Studium der Theologie, nach dessen Beendigung sie nach einem der beiden Indien gesandt werden, um den christlichen Glauben zu verbreiten und den Ungläubigen die Wahrheit des Evangeliums selbst mit ihrem Blut zu bezeugen.“

„Und werß nicht glaubt, Der gehe hin, um sich davon zu überzeugen,

oder schide einen Courier nach einem der beiden Indien! Vater, die Indien, wohin Ihr Eure Missionare schicken solltet, sind England, Holland, Frankreich und Deutschland, um der Regerei die Hörner abzubrechen. Und was Eure Gebete für die Noth der Menschheit anlangt, so solltet Ihr lieber mit Euren vergrabenen Schätzen dem unglücklichen Kaiser und der zu Grunde gerichteten Republik Venedig zu Hilfe kommen. Ja, Das zu thun, wäre schon in Eurem eigenen Interesse angezeigt; denn dringen die türkischen Waffen siegreich in jene Länder vor, so verliert Ihr die freie Verwaltung Eurer Stiftungen und Gelder und die Türken setzen weltliche Verwalter ein, die von der Regierung abhängig sind und zu ihren Gunsten wie auf ihren Befehl über Eure Ueberschüsse verfügen. Und nun stimmt mir nicht etwa die gewöhnliche ekelhafte Litanei (*stomacosa cantilena*) an, Ihr seiet arme Geistliche! Ihr könnt doch nicht leugnen, an Edelmetall reich zu sein, da Eure Kirchen damit überladen sind! Bildet Ihr Euch etwa ein, daß die Kostbarkeit Eurer Altäre die Gemüther zur Frömmigkeit und zur Sehnsucht nach dem Paradiese anregt? Gott liebt Armuth und Wahrhaftigkeit in seinem Dienst und in seinen Tempeln, aber nicht Luxus und Künsteleien.'

Ich hätte noch viel mehr gesagt, Herr Kardinal, aber Unser Herr unterbrach mich, indem er mir in freundlicher Weise zu verstehen gab, daß es mir nicht zukomme, über diese Dinge zu reden. Darauf sagte er:

„Lieber Vater, was wünscht Ihr denn von uns?“

„Lassen Euer Heiligkeit den Bau ausführen, so wird unserem Noviziate der Gebirgswind (*tramontana*) abgeschnitten, der für die Gesundheit unserer Novizen bei der harten Nacht, der sie unterworfen sind, nur zu nothwendig ist.“

„Mein Gott,“ warf ich noch ärgerlicher ein, „welche jesuitische Verzärtelung! Ihr solltet Euch schämen, Vater, uns vorreden zu wollen, daß Eure Novizen hart behandelt werden, während doch weltbekannt ist, daß in Euren Niederlassungen nur Luxus und eine Berweichlichung herrscht, wie sie für das Leben von Geistlichen durchaus unpassend ist.“

Darauf wandte ich mich lachend zu Unserem Herrn und fuhr fort: „Die guten Väter sind so daran gewöhnt, sich dem Vortheil ihres Nächsten zu widersetzen, daß Vater Oliva gar nicht bemerkt, wie der von Eurer Heiligkeit in Aussicht genommene Bau durchaus nicht ihrem Novizenhause, sondern nur ihrer neu errichteten Kirche den Nordwind abfangen würde. Auch ist es noch nicht gerade Jahrhunderte her, seit die Jesuiten von den Gerichten abgewiesen wurden, als sie zu Gunsten des *Seminario Romano* mit ähnlicher Unverschämtheit, wie jetzt, gegen die Familie Ferrini auftraten, die ihren Palast, um Rom einen neuen Schmuck zu beschaffen, der Rückseite des Seminars gegenüber erbauen wollte.“

Der Vater erwiderte nichts und Seine Heiligkeit entließ uns.

Der Grund, Herr Kardinal, warum mir daran lag, die Underschämtheit des Jesuiten nicht aufkommen zu lassen, ist folgender: Ich habe mich entschlossen, den Palast Mattei bei den Quattro Fontane zu erwerben. Er gehört dem Kardinal Massimo und ich hoffe, ihn für einen geringen Preis kaufen zu können, wenn ich dem jetzigen Besitzer mit meiner gewöhnlichen schlauen Verstellung (*con le mie solite simulationi*) zu verstehen gebe, ich würde ihm die verlorene Gnade Unseres Herrn wieder verschaffen. Auf dem weiten Hofe des Palastes gedente ich Heuschuppen und Getreidespeicher, und zwar fast ohne Kosten, auszuführen, da ich die Materialien bei dem Bau des ganz in der Nähe zu errichtenden neuen Flügels des Quirinals umsonst erhalten werde. Um die Wahrheit zu sagen, hätte ich Seiner Heiligkeit gern gerathen, etwas Anderes in der Stadt zu unternehmen, wovon unser Haus mehr Geldvortheil gehabt hätte; doch da er dafür nicht gestimmt war, habe ich mich mit dem erwähnten kleineren Vortheil begnügen müssen."

Mario klagt dann, es sei ihm vorgekommen, wie wenn ihn die Seele verliesse, als ihm die Hoffnung verschwand, aus der Richtung der Marschlinie, die die Türken in Ungarn einschlagen wollten, einen erheblichen Vortheil zu ziehen. Es scheint, daß er für diesen Fall vom Papst beauftragt war, zehntausend Mann auszuheben, die dem Kaiser zu Hilfe kommen sollten, und daß er dabei irgend ein Geschäft zu machen hoffte. Durch die Aenderung der Richtung ihres Marsches scheinen ihm die Türken dieses Geschäft verdorben zu haben. „Vielleicht“, fährt er fort, konnte sich Seine Heiligkeit meinen Schmerz denken, denn er geruhte, mich Donnerstag morgens mit einer kleinen Zahlungsanweisung (*chirografetto*) auf zehntausend Scudi zu erfrischen (*ristorarmi*), die mir Recli aus dem geheimen Schatz zahlen soll. Herr von Kriberth, der Gesandtschaftssekretär der Königin von Schweden, hat endlich sein Ballspiel (*gioco di pallacorda*) eröffnet; ich ließ ihm aber sagen, es komme Seiner Heiligkeit gar nicht in den Sinn, solche Spelunken irgendwo in Rom zuzulassen. Darauf erklärte er sich bereit, monatlich zwanzig Scudi einem von mir zu Bevollmächtigenden auszuzahlen: da ließ ich die Sache zu; das Geld wird wenigstens ausreichen, um die Kerzen zu bezahlen, die wir im Hause brennen. Cochini habe ich erlaubt, hinter unserem Palast sein Spielhaus wieder zu eröffnen, worüber freilich mein Gewissen nicht ganz ruhig ist. Doch sind die dreißig Scudi, die er mir pünktlich jeden Abend überbringt, sehr angenehm (eigentlich: wohlschmeckend, *saporiti*). Da ich keinen Pächter für die Heu-, Stroh- und Weinsteuer zu dem von mir verlangten Betrage finden konnte, habe ich sie selbst übernommen, jedoch so, daß ich durch notariellen Akt die Erhebung einem Anderen übertrug, um die böswilligen Redereien unserer Reider zum Schweigen zu bringen. Im Grunde bleibt unter Billigung Seiner Heiligkeit, Alles beim Alten.

Als ich hörte, daß die Stadt Tivoli in diesem Jahre wegen der großen Trockenheit eine Mißernte hatte und also wegen dieses Einnahmeausfalles an Geld Mangel litt, ließ ich alles dort zu Markte kommende Del aufkaufen, zugleich aber die fiskalischen Auflagen rücksichtslos eintreiben. Auf diese Weise habe ich die Waare zum allerbilligsten Preis bekommen und nach Rom in unseren Speicher oberhalb der Ställe bei Monte Citorio schaffen lassen. Ich denke, nach zwei Monaten das Del im Einzelverkauf loszuschlagen, nachdem, im Einverständniß mit Seiner Heiligkeit, eine weitere Steuer von einem Karlin auf die Foglietta gelegt sein wird. Mit einem Wort: ich lasse keinen Augenblick vorübergehen, in dem ich nicht darauf sinne, aus allen, kleinen wie großen, Dingen Geld zu machen. Die Gesundheit Seiner Heiligkeit ist so, daß sie uns leicht eines Tages in plötzliche Trauer versetzen kann, und darum muß ich in einem Tage Das zu erreichen suchen, wozu ich unter anderen Umständen einen Monat brauchen würde.

Täglich werde ich angegangen, den Nonnen bei Seiner Heiligkeit die Erlaubniß zu erwirken, in den zu ihren Klöstern gehörigen Kirchen, wie früher, musikalische Aufführungen zu veranstalten, und jedes Kloster bietet mir dafür hundert Thaler (Scudi zu fünf Francs sieben Sous). Ich beabsichtige, ihre Wünsche zu erfüllen, denn, abgesehen von den zweitausend Scudi, die mir die Sache einbringt, versprechen sie auch noch, mir häufig Konfekt und Lebensmittel zu senden. Mit diesen Dingen könnten wir dann Leute beschenken, die von uns mit einigem Recht Aufmerksamkeiten erwarten, und brauchten nicht aus unseren eigenen Vorräthen Hühner, Würzläse (marzolini) und Würste herzugeben, wobei wir noch außerdem stets das Jammergeschrei der Hühner-, Wurst- und Käsehändler zu ertragen haben, die behaupten, wir machten ihnen, die ihr Monopol doch mit schwerem Geld erkauft haben, Konkurrenz.

Die Herstellung des Palastes bei den Santi Apostoli, den Curer Eminenz der Fürst von Galliciano ruhmvollsten Andenkens hinterlassen hat, wird mit allem Eifer betrieben: während der laufenden Woche hat man das zweite Stockwerk in Stand gesetzt, das prächtig geworden ist, da ich die ganze Fassade mit den Traventinquadern bekleiden lassen konnte, die in Folge der Eiselei Berninis von Sankt Peter abgetragen werden mußten, nachdem er beinahe die herrliche Kuppel der Kirche ruinirt hätte“.

Hamburg.

Professor Dr. Franz Effenhardt.



Sieh Dich vor.

Sie Mädchen schritt auf dem Sandweg dahin. Sie hatte vergoldete Schuhe an und trat vorsichtig auf, um nicht allzu staubig zu werden. Die Sonne schien und die Lerche sang über dem Stoppelfeld. Das Mädchen blieb ab und zu stehen, beschattete die Augen mit der Hand und sah sich um; es schien auf Jemand zu warten. In weiter Ferne kam ein Reiter daher. Als er bei dem Mädchen angelangt war, hielt er an.

„Wo wollt Ihr in so eiligem Ritte hin, Husar Niels?“ fragte sie.

„Ich fliege dahin, um zeitig genug mit Dir tanzen zu können, Karenchen,“ antwortete er und sah ihr in die Augen.

„Was, glaubst Du, würde Jens wohl dazu sagen?“ fragte sie und lachte.

„Der Teufel hole den Jens! Der soll für sich sorgen!“ erwiderte der Husar. „Da hast Du einen Zuckerkringel. Den brachte ich Dir mit!“

Karen steckte den Kringel an ihren Finger.

„Also bis zum Abend,“ sagte der Husar und ritt fort.

Ein Stück weiter kam ein junger Mann über die Höhe herab und sprang auf den Weg hinaus, gerade vor das Mädchen hin und nahm ihre Hand in die seine; dann schritten sie ganz lustig ein Weilchen dahin. Sie sprachen nichts mit einander, wenigstens nichts Besonderes. Das war auch nicht nötig; er hatte sie im Venz gefragt, ob sie seine Braut sein wolle, und da antwortete sie „Ja“; nun waren sie also Verlobte und sollten bald heirathen. Als sie an das Gatter des Roggenstoppelfeldes kamen, blieb er stehen und sagte:

„Nun muß ich hin und die Schafe eintreiben. Geh nur langsam voraus, ich komme Dir bald nach; solltest Du aber den Hof erreichen, bevor ich dort bin, so tanze nicht mit Schneiders Hans, sondern warte! Ich will den ersten Tanz haben.“

Karen nickte. Sie nickte wieder und lachte.

„Und den zweiten, den dritten Tanz und alle Tänze! Wofür ist man sonst verlobt?“ fügte er hinzu; sie nickte nur immer und lachte. Sie sah ihn an, antwortete aber nichts.

Jens gab ihr eine Rose.

„Das ist die schönste Blume in des Gärtners Garten; sie ist für Dich!“

Karen nahm sie; und dann schieden sie. Jens stand mehrmals still und sah ihr nach; aber sie wandte sich nicht um, sondern ging und aß ihren Zuckerkringel. Als sie ein Stück weiter gekommen war, sah sie einen alten, krummen Mann im Sonnenschein auf einem Stein sitzen; er stützte sich auf seinen Stock.

„Wo willst Du hin, kleines Mädel? Du bist ja so aufgepußt!“ sagte er.

„Ich will zum Erntefest droben auf dem Hof,“ antwortete sie und schlenkerte die Rose hin und her.

„Du gingst vorhin mit einem jungen Mann,“ sagte er und sah sie mit seinen kleinen, klugen Augen an.

„Ach, Das war nur mein Bräutigam,“ sagte sie.

„Er sah gut aus!“

„Der Husar sieht hübscher aus.“

„Ja, wenn Du Dich mit den Kleibern verheirathen könntest, wäre er wohl der Beste.“

Kareniesel das Gespräch nicht; so fragte sie: „Wie heißt Ihr übrigens?“

„Ich heiße Sich-Dich-vor!“

„Das ist ein furchtbar drolliger Name!“ Sie lachte.

„Ja, ich habe ihn mir nicht selbst gewählt, man muß den Namen tragen, den Andern Einem geben.“

„Wo kommt Ihr her?“

„Vom Ende der Welt!“

„Das muß weit sein!“

„Man muß seinen Weg gehen, so gut man kann!“

„Wo wollt Ihr hin?“

„Ja, siehst Du, kleines Mädel, man kann wohl sagen, woher man kommt; aber nicht immer, wohin man geht; es kommt nur darauf an, sich vorzusehen.“

Das Mädchen schüttelte den Kopf und knabberte weiter an dem Kringle.

„Du hast da zwei schöne Gaben in den Händen, gib mir die eine,“ sagte der Alte und streckte seine zitternde Hand aus.

Das Mädchen stand ein Weilchen und überlegte.

„Da, Alter, hast Du die Rose,“ sagte sie und lachte. „Du brauchst einen kleinen Kuss.“

„Ja, ich bin alt“, erwiderte der Mann, „aber ich bin auch hungrig; ich glaube, der Kringle wäre besser für mich!“

Aber das Mädchen steckte ihren Kuchen ganz in den Mund und legte die Rose auf des Mannes Knie.

„Du siehst Dich nicht genug vor, kleines Mädel, und giebst mit falscher Hand,“ sagte der Alte; dabei blinzelten seine grauen Augen. „Du hättest klüger gethan, die Rose an Deiner Brust zu verwahren als den Kringle in Deinem Magen!“

Das Mädchen zuckte die Achseln; sie mochte ihm nicht antworten und ging weiter.

Ein Weilchen später kam Jens an dem alten Mann vorbei.

„Wo willst Du hin? Du bist so aufgepumpt!“ fragte Sich-Dich-vor.

Jens machte einen Luftsprung und schlug mit den Armen aus.

„Ich soll zum Fest oben auf dem Hof mit meinem Bräutchen,“ sagte er.

„Ward Die, die eben hier vorbeiging?“

„Ja; sie ist das schönste Mädchen im ganzen Land und das herrlichste mit auch Ihr eine Freude haben sollt. Das war hübsch von ihr!“

Der Alte schüttelte das Kinn auf den Stock und schüttelte den Kopf.

„Wo seid Ihr übrigens her?“ fragte Jens.

„Von da her, wo die Gänse barfuß gehen.“

Jens lachte. „Kann ich Etwas für Euch thun?“

„Ja; schöpfe mir einen Trunk Wasser in meinen Krug; die Quelle ist weit fort und meine Fische fangen an, recht schwerfällig zu werden.“

Jens blickte auf den Weg hinaus, Karen nach, nahm dann des Alten Zinnkrug und schöpfte ihn unten an der Quelle voll Wasser.

„Ich danke Dir,“ sagte der Mann, als er getrunken hatte. „Du bist ein rechtshoffener Mensch!“

„Ja, Das sagt man freilich von mir.“

„Was soll ich Dir nun zum Entgelt dafür geben?“

„Ihr könnt mir nichts geben,“ erwiderte Jenz, „denn ich habe Alles, was ich brauche.“

„Sage Das nicht,“ meinte der Alte; „ich kann Dir in jedem Fall einen guten Rath geben; der kostet nichts und kann Dir vielleicht einmal nützen.“

„Laß mich den Rath hören,“ sagte Jenz mit zweifelnder Miene.

„Sieh Dich vor, ehe Du Deine Rose fortgiebst, und sieh Dich noch mehr vor, ehe Du Dein Herz fortgiebst,“ sagte der Alte und hob seinen Stock in die Höhe. „Du willst Dich nun verheirathen. Om . . . Ja . . . Das ist ein Band, leicht zu binden, aber schwer zu lösen. Sieh Dich vor! Und Gott sei mit Dir!“

Damit erhob der Mann sich und ging. Jenz blieb stehen und sah ihm nach; er war ganz ernst gestimmt. Als der Alte ein Stück von ihm entfernt war, drehte er sich um; der Wind schüttelte sein weißes Haar.

„Sieh Dich vor!“ rief er noch einmal. Seine Stimme, die vorher heiser und zitternd geklungen hatte, tönte nun klar und deutlich. Er hielt die Blume hoch in die Luft. Die Sonne beschien sie, so daß sie wie rothes Blut aussah.

Jenz vergaß niemals die rothe Rose.

Der Alte verschwand im Walde.

. . . Einige Jahre später kam Jenz an der selben Stelle vorbei, mit einer Fuhrre Dachstroh. Da sah der selbe alte Mann auf dem selben Stein, wie damals, als sie einander zum ersten Mal begegneten. Jenz hielt vor ihm still.

„Grüß Gott!“ sagte er. „Guch traf ich doch wohl hier vor einigen Jahren, als wir zum Erntefest oben auf dem Hof sollten?“

„Ja, so war es!“ sagte Sieh-Dich-vor.

„Ihr gabt mir einen Rath mit auf den Weg!“

„Das that ich. Wie ist es Dir denn seitdem ergangen?“

„Ergangen? Ich dachte damals an Euren Rath, bis ich an den Festsaal kam. Da sah ich mich vor; ich schaute durch das Fenster hinein, bevor ich hineinging, und da tanzte meine Braut Galopp mit Schneiders Hans. Und dann sah ich mich noch einmal vor: da stand sie und scherzte mit dem Husaren Niels; er bekam all die Länge, die sie mir versprochen hatte . . . Sie tanzt noch mit ihrem Husaren, denke ich. Das heißt: sie tanzen zum Teufel und schlagen sich wohl mehr, als sie tanzen. Ich ging nach Hause und that, wie Ihr sagtet. Ich sah mich besser vor, ehe ich meine nächste Rose fortgab. Ein armes Mädchen bekam sie, hegte sie, — und nun blüht sie für uns auf allen Wegen. Ich stand mich gut dabei, daß ich Eurem Rath folgte!“

„Ja, es ist leichter, Anderen guten Rath zu geben, als ihn selbst zu befolgen,“ sagte der alte Mann und wackelte mit dem Kopf.

„Wollt Ihr mitfahren?“ fragte Jenz.

„Ja, danke, meine Füße werden schon recht steif.“

Jenz half dem alten Sieh-Dich-vor in den Wagen hinauf. Dann fuhren sie mit einander weiter.

Carit Klar.



Selbstanzeigen.

Der Meistergesang in Geschichte und Kunst. Mit zwei Facsimile-Beilagen nach Hans Sachs und Hans Vogel. — Zweite, auf Grund handschriftlicher Quellenforschungen und anderer Studien gänzlich umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. XVI und 392 Seiten, Preis 10 Mark. Leipzig, 1901, Hermann Seemann Nachfolger.

Jeder, auch der Hochgebildete, zumal wenn er ein Freund der Muse Richard Wagners ist, wird beim Besuch der „Meisterfinger von Nürnberg“ mit Bedauern bemerkt haben, daß ihm viele technische Ausdrücke und selbst einzelne Gebräuche darin nicht oder nur theilweise verständlich sind, weil sie vom Meister direkt den historisch-literarischen Quellen der Meisterfingerzeit entnommen sind, weil aber gerade diese in den Literaturgeschichten knapp und stiefmütterlich behandelt zu werden pflegt. Da nun aber die „Meisterfinger von Nürnberg“ die Lieblingsoper des deutschen Volkes geworden und durch dieses Bühnenwerk das gesammte, so echt deutsche Leben der Meisterfingerzeit gleichsam wiedererweckt worden ist, so war es wohl an der Zeit, das sinnliche Verständniß jener Periode durch wissenschaftliche Studien und Darlegungen vorzubereiten und dauernd zu befestigen. Außer einem kurzen Abriß der Geschichte der Meisterfingerzeit findet der Leser im ersten Theil meines Buches eine ganz genaue Erklärung der Poetik jener Zeit (Tabulaturen) und eine ausführliche Darstellung der eigenthümlichen und oft seltsamen Sitten und Gebräuche der Meisterfinger. Ferner findet er aber nicht nur alle Meisterweisen Hans Sachsens und fast sämtliche bei Richard Wagner erwähnten „Töne und Weisen“ zum ersten Male schematisirt, besprochen und mit poetischen Beispielen belegt, sondern das Buch enthält auch dreißig Meisterfingermelodien, darunter Kompositionen von aus Richard Wagners Bühnenwerke bekannten Meistern und alle meisterfingerlichen Melodien Hans Sachsens, nach des Dichters eigener Handschrift und nach jener und Breslauer Varianten. Im zweiten Theil werden zunächst die hauptsächlichsten vorwagnerischen Hans Sachs-Dramen eingehend besprochen und die der definitiven Gestaltung der „Meisterfinger von Nürnberg“ vorausgehenden Entwürfe Richard Wagners behandelt. Dann werden kritische Untersuchungen darüber angestellt, wie sich der bayreuther Meister in seinem Kunstwerk zu den historischen Quellen verhält.

Dresden.

Kurt Mey.



Das neue Weltreich. Ein Beitrag zur Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Langsam und sicher, fast in der Stille, wächst ein Staatenungeheuer heran, das dem zwanzigsten Jahrhundert sein Gepräge mit eisernem Stempel aufbrücken wird: diese Entwicklung versuche ich darzustellen. Ich glaube, auch Cassandra hätte diesen Weg nicht verschmäht, wenn man zu jener Zeit schon die Buchdruckerei gefannt hätte. Eine Zukunftsgeschichtsschreibung kann nicht tendenzlos sein. Die Gedanken, die ich vor mehreren Jahren in meiner Schrift „Kultur und Humanität“ in systematischer Form niederlegte, sind hier in das Gewand der Erzählung gekleidet. Daß dieses Gewand aus dem Stoff der Satire gewebt ist, rechne ich

mir nicht als Fehler an. Ich glaube, hier einen Schmerzkrampf *Multatulus* anföhren zu dürfen: „Verflucht, daß Entrüstung und Traurigkeit sich so oft in das Lumpengewand der Satire kleiden müssen! Verflucht, daß eine Thräne, um verstanden zu werden, mit einem Grinsen vereint erscheinen muß!“

Dr. Mehmed Emin Efendi.



Ruth von Felsed. Eine lustige Pensiongeschichte. Breslau, Schleißche Verlagsanstalt. Gebunden 5 Mark.

Ich habe meine eigene Pensionzeit mit all ihren kleinen Leiden und großen Freuden so lustig, wie sie mir im Gedächtniß geblieben ist, zu schildern versucht, mit dem einzigen Zweck — *horribilo dictu!* —, zu unterhalten und zu amüsiren; in erster Linie natürlich Frauen und Mädchen, die Keßliches erlebt haben. Ist dieser Zweck erreicht, dann, hoffe ich, wird man mir alle literarischen Ungeheuerlichkeiten meines Erstlingswerkes gern verzeihen.

Leipzig.

Beate Jadasohn.



Historische Monatschrift. Organ für die gesammte historische Wissenschaft und verwandte Disziplinen. Begründet und herausgegeben von August Hettler. Genf, Selbstverlag.

Die Historische Monatschrift, die ich seit dem Juli 1900 im Selbstverlag herausgebe, soll vor Allem das universale geschichtliche Interesse, das in Deutschland, sehr zum Schaden auch des politischen Lebens, immer mehr zurückzutreten droht, systematisch pflegen; sie will alle Richtungen zum Wort kommen lassen, um auf dem Wege gegenseitigen Gedankenaustausches die tyrannische Weinherrschaft einer einzelnen Richtung eben so auszuschließen wie eine greisenhafte Erstarrung des wissenschaftlichen Lebens innerhalb unwankebarer Schulansichten; sie will die Gesamtheit des wissenschaftlichen Lebens zum Gebiet ihrer Aufgabe machen und dadurch dem Fachmann wie dem gebildeten Laien ein unentbehrlicher Führer durch das Gesamtgebiet der weltgeschichtlichen Literatur werden.

Genf.

August Hettler.



Hymnen an Zarathustra und andere Gedicht-Kreise. Verlag von E. G. Raumann. Leipzig 1900. Brosch. M. 2. Geb. M. 3.

Dieses Büchlein hat seine kleine Lebensgeschichte und ist ein Stück Lebensgeschichte; es ist nicht gewollt und gemacht worden, sondern entstanden. Die lyrischen Dichtungen, die seinen Inhalt bilden, sind im Boden der neuländischen Kunst stündig. Der Autor hat versucht, den Sprachausbruch dadurch auszu dehnen, daß er das Wortgebilde mit selbstkomponirten Tongebilden vermählte, wobei er meist nur andeutete und sich auf die ergänzende Phantasie des Lesers verläßt. Die Ueberschriften der fünf Cyklen lauten: Hymnen. Von Tod und Leben. Auf Saumpfadern. Frühling, eine Suite. Buntes vom Wege. Den Berechnern Nießliches sei das Buch besonders empfohlen.

Dresden.

Dr. Friedrich Kurt Vennsdorf.



Poes Werke. Kritische Ausgabe in zehn Bänden. Bänden i. B. 1900.

J. E. C. Bruns' Verlag.

Bei der Redaktion war durchaus ein Gesichtspunkt maßgebend. Er sollte der aller Gesamtausgaben von Dichtwerken sein, die sich an ein Allgemeinempfinden und Allgemeindenken, nicht aber an das Sonderinteresse literarischer Fachleute, nicht an Philologeninteresse wenden: das Gebotene muß dem Genuß dienen, der seelischen Bereicherung, die man an dem Dichter haben kann. Damit ist Zweierlei zu berücksichtigen. Erstens: Was ist zu bieten? Und zweitens: Wie ist es zu bieten? Von Poes „sämtlichen Werken“ fiel eine Anzahl von Philosophemen, aphoristischen Betrachtungen und ganzen Aufsätzen über inzwischen längst erlebte Fragen, längst herabgewerthete Dichter, vergessene Däher, durchweg Arbeiten, die, als sie geschrieben wurden, bereits kein anderes Interesse wecken konnten als das des Tages. Ferner fielen ein paar Gedichte, meist Jugendgedichte, die für Poe nicht sonderlich bezeichnend schienen. Und zwei Humoresken, deren scherzhafte Pointe im Deutschen nicht wiedergegeben werden konnte, weil sie an ein Spezifikum des Amerikanischen gebunden war. Es blieben dagegen die Philosopheme und Essays, in denen Poe Ansichten über sein Dichten, wie über ästhetische und ähnliche Fragen überhaupt, in einer Weise niedergelegt hat, die ihnen auch heute noch irgendwie Gültigkeit zu erzwingen vermag. Ferner die übrigen Gedichte. Ein Dramenfragment. Die große Kosmogonie „Geureka“. Der Abenteuerroman „Gordon Pym“. Und etwa sechzig Novellen und Humoresken, von denen kaum zwanzig in deutscher Sprache wiedergegeben waren. Die Zusammenstellung dieses Materials geschah im Allgemeinen nach Maßgabe des Prinzips vom innerlich Zusammengehörigen. Poe ist kein Dichter, dessen Wesen in der besonderen Art seiner Entwicklung liegt. Deshalb wird man ohne Rücksichtnahme auf Entstehungsfolge die romantisch-phantastischen Novellen bei einander finden. Die rein lyrischen, die kriminalistischen, spiritistischen, aeronautischen u. s. w. Die auf Vernunftschlüssen und die auf Trugschlüssen aufgebaut sind. Die Grotesken, Capricen und Satiren. Nur vereinzelt waren Kreuzungen, Untermischungen nothwendig. Ueber die Uebersetzung ist zu sagen, daß sie durchaus frei ist. Es hat keinen Sinn, einen Autor in ein Deutsch zu übertragen, das er — wäre er unserer Sprache mächtig gewesen — niemals geschrieben hätte. Natürlich richtete sich die Ausdehnung dieser Uebersetzungsfreiheit durchaus nach dem jeweiligen Original. Wollte Poe Ewiges geben, so wuchs sie. Gestaltete er mehr Zeitliches, den Stil seiner Kultur, der zum Theil noch unserer ist, so wurde sie eingeschränkt. Manchmal, in den Kriminalnovellen, einigen Humoresken, dem Roman zum Beispiel, mußte versucht werden, Poes grotesk-journalistische Art wiederzugeben. Zum Schluß sei erwähnt, daß dem ersten Bande die Lebensbeschreibung Poes, übersetzt nach seinem moralfreiesten Biographen Ingram, beigelegt wurde. Außerdem eine größere essayistische Einleitung, in der versucht ist, in Formeln zu bringen, was über Poe als schöpferisches Phänomen vom Standpunkt der modernen Literatur, die er einleitete, zu sagen wäre.

Hedda und Arthur Moeller-Brud.



Sammelgründungen.

Durch die Zeitungen geht eine Notiz, die erzählt, die Aktiengesellschaft für Montanindustrie, die bisher beinahe regelmäßig 8 Prozent Dividende vertheilt hat, werde wahrscheinlich nicht in der Lage sein, für das am ersten April ablaufende Geschäftsjahr einen Gewinn auszusütten. Personen, die der Verwaltung nah stehen, wollen angeblich noch nichts Genaueres wissen; also wird das Gerücht wohl der Wahrheit entsprechen. Unter den Papieren, die der berliner Kurszettel verzeichnet, sind die Aktien dieser Gesellschaft nicht gerade die angefeindeten. Ich halte das Unternehmen aber doch für werth, an die Spitze meiner heutigen Betrachtungen gestellt zu werden, weil durch seine diesmalige Dividenzenlosigkeit einem System das Urtheil gesprochen wird.

Die eigenartige Unternehmungsform, der auch diese Gesellschaft angehört, ist eine Folge des Börsengesetzes. Das Gesetz verfügt bekanntlich, daß Aktien von solchen Gründungen, die aus der Umwandlung von Privatbetrieben entstanden sind, erst ein Jahr nach der Gründung an die Börse gebracht werden dürfen. Die Bestimmung ist recht vernünftig. Der aktiengesellschaftliche Betrieb ist in der Regel viel theurer als der individuelle. Es ist deshalb auch früher recht oft vorgekommen, daß Unternehmungen, die für den Privatbesitzer eine glänzende Vergütung abwarfen, als Aktiengesellschaften durchaus nicht floriren wollten. Namentlich auch deshalb nicht, weil das Gründungskapital viel zu hoch bemessen war. Das Publikum sollte nun vor Ueberurtheilungen geschützt werden. Man wollte verhindern, daß auf Grund solcher trügerischen Rentabilitätsberechnungen Aktien zur Zeichnung aufgelegt würden. Man bestimmte daher, daß vor Einführung der Aktien an die Börsen die erste Bilanz als Aktiengesellschaft vorliegen müsse. Gerade als das Börsengesetz in Kraft trat, setzte nun aber die letzte und gewaltigste Phase der industriellen Hochkonjunktur ein und das an allen Orten blühende Geschäft reizte zu Gründungen. Die neue Bestimmung hinderte nun natürlich die Gründer, die Konjunktur voll auszunützen; denn von je her spielten in den Gründungsperioden die Neugründungen eine viel weniger große Rolle als gerade die Umwandlungen von Privatunternehmungen. Man sann auf Mittel und Wege, diese Klippe zu umschiffen, und fand endlich den einzig rationellen Weg, nämlich: die Theilung des Gründungskapitals. War bisher die Sachgründung so vor sich gegangen, daß man ohne viel Federlesen eine Gesellschaft gründete, in die als Hauptobjekt vom Vorbesitzer das betreffende industrielle Unternehmen eingebracht wurde, so gründete man jetzt erst eine Gesellschaft zur Bethheiligung an industriellen Unternehmungen und an diese Gesellschaft wurden dann die Unternehmungen, die die Gründer vorher möglichst billig erworben hatten, zu recht ansehnlichen Preisen verkauft.

Natürlich beschränkte sich diese Transaktion schließlich nicht auf ein Unternehmen, sondern es wurde weiter tüchtig darauf los gegründet und die Mittel wurden durch fortwährende Kapitalerhöhungen dieser sogenannten Trustgesellschaften beschafft. Die Gründung fast aller dieser Gesellschaften fällt in die Jahre 1895 und 96. Die Gründercliquen wollten sich damit auf die Herrschaftszeit des Börsengesetzes vorbereiten, sich diesem Gesetz anpassen. Das war der Zweck solcher Gründungen. Die Aktiengesellschaft für Montanindustrie ist ohne

Zweifel eins der charakteristischsten Gebilde dieser Art. Der geistige Vater dieser Gesellschaft ist der in Deutschlands Gauen als Gründer nicht gerade rühmlichst bekannte Generalkonsul Eugen Landau. Typisch ist die Bestimmung des Statutes über den Zweck der Gesellschaft. Die Gesellschaft darf danach Geschäfte und Unternehmungen aller Art betreiben, die sich auf das Gebiet der Montanindustrie und verwandter Industrien erstrecken oder die weitere Verarbeitung von Mitteln, darunter auch zum Bau von Maschinen und Apparaten, zum Gegenstand haben. Um diesen Zweck zu erreichen, darf die Gesellschaft Grundstücks-, Bank- und Finanzgeschäfte betreiben, Zweigniederlassungen errichten und sich auch an Unternehmungen einschlägiger Geschäftszweige beteiligen. Man sieht also, daß durch diese Bestimmung des Statutes kein Gründungsgebiet der Gesellschaft verschlossen war. Die beiden Banken, die unter dem Szepter des Herrn Landau stehen, die Nationalbank für Deutschland und die Breslauer Diskontobank, sind hervorragend an dem Institut beteiligt und benutzen weiblich diese Schuttablattstelle. Die Aktiengesellschaft für Montanindustrie bot ihnen reichliche Gelegenheit, Unternehmungen, die ihnen nicht gerade als Verschönerungen ihrer Bilanz erschienen, dauernd oder zeitweilig abzuschließen. Da die meisten industriellen Gesellschaften, bei denen das Institut beteiligt war, am einunddreißigsten Dezember ihr Geschäftsjahr beendeten, war es geboten, damit deren Dividenden noch mit verrechnet werden konnten, das Geschäftsjahr der Aktiengesellschaft für Montanindustrie vom ersten April ab zu datiren. Dadurch wurde zugleich den beteiligten Banken die Gelegenheit gegeben, finanzielle Transaktionen hin und her zu schieben. Wenn am Schluß des Kalenderjahres die Banken an die Aufstellung der Bilanz gingen, wurden Effekten- oder auch Acceptransaktionen auf die Montanindustrie-Gesellschaft übertragen. Und wenn die Bilanz der Aktiengesellschaft für Montanindustrie gemacht werden mußte, wählte man das umgekehrte Verfahren.

Bei Durchsicht der Beteiligungsliste dieser Gesellschaft hat man ein anschauliches Bild von den vielfältigen Interessen, die hier unter einen Hut gebracht sind. Ruge der Gewerkschaft Graf Renard, Aktien und Obligationen der Rheinischen Kalkwerke, des miltzer Eisenwerkes, der Südbungarischen Steinkohlenbergbau-Gesellschaft, Anteile der Anthrazitwerke Gustav Schulze G. m. b. H., der Ungarischen Asphaltgesellschaft, rheinische Braunkohlengruben, das Kalkwerk Sonnenberg, eine antwerpener Gesellschaft, Norddeutsche Kohlen- und Kokswerke in Hamburg, Zeche „Friedrichs Nachbar“, eine portugiesische Eisenerzgesellschaft, die Mühlheimer Dampfschiffahrtgesellschaft: das Alles sind Etappen auf dem Wege der Gründungstätigkeit dieses Unternehmens. Ich habe hier nur die wichtigsten Marksteine bezeichnet; die Zahl der Beteiligungen ist natürlich viel größer. Sehr charakteristisch für den eigentlichen Zweck der Gesellschaft war besonders die Umwandlung des Bankhauses Gustav Hanau in Mühlheim in eine Aktiengesellschaft unter der Firma Rheinische Bank. Herr Leo Hanau, der Inhaber dieser Firma, war bis vor ganz kurzer Zeit als Spekulant allergrößten Stiles an der berliner Börse thätig. Ihn zeichnete weniger eine große Intelligenz als ein wilder Wagemuth aus, der ihn vor keiner Summe zurückschrecken ließ. Die Breslauer Diskontobank ließ ihm für seine ungeheuren spekulativen Engagements ihre Unterstützung. Als es nun galt, das Spekulationsgeschäft dieses Herrn zu gründen, wandte man sich natürlich zuerst an die Breslauer Diskontobank; und

die Aktiengesellschaft für Montanindustrie wurde für diesen Zweck eingespannt. Sie übernahm für drei Millionen Mark Aktien der Rheinischen Bank und erhöhte dafür entsprechend ihr Kapital. Nach Ablauf des Sperrjahres wurde dann die Börse mit diesen Aktien der Rheinischen Bank, unter Aufschlag eines hübschen Agios, beglückt und es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade in dem Augenblick, wo die Gerüchte von der Dividendenlosigkeit der Aktiengesellschaft für Montanindustrie aufstauhen, auch der schlechte Abschluß jener Spekulationbank bekannt wird.

Um ihrem Zweck zu genügen, mußte die Aktiengesellschaft für Montanindustrie natürlich, sobald Noth am Mann war, das Kapital erhöhen. Ursprünglich war sie im Jahr 1895 mit sechs Millionen Mark Grundkapital gegründet. Schon am zweiten Juli 1896 wurde die Erhöhung auf neun Millionen Mark beschlossen und am neunten Februar 1897 erhöhte man, um die Aktien der Rheinischen Bank zu übernehmen, das Kapital um weitere drei Millionen Mark. 12 Millionen Mark Aktienkapital sind kein Kinderpiel; sie wollen verzinst sein. Wenn nun auch unzweifelhaft ein Theil des Mißerfolges der Aktiengesellschaft für Montanindustrie daraus zu erklären ist, daß Unternehmungen, die die Landau-Gruppe ihrer Müllgrube überweist, nicht gerade allzu werthvoll sein werden, so ist doch der größte Theil des Mißerfolges auf die besondere Natur solcher Trustgesellschaften zurückzuführen. Das ist auch im vorliegenden Fall gerade das Interessante. Die Aktiengesellschaft, die ein einzelnes Unternehmen fabrikmäßig betreibt, wird in den schlechten Jahren natürlich auch einen Rückgang des Ertragnisses aufweisen; aber sie ist lange nicht so vielen Gefahren ausgesetzt wie eine Trustgesellschaft. Denn gerade Das, was diesen Sammelgründungen in guten Jahren zum Segen gereicht, wird ihnen sofort beim Wechsel der Konjunktur zum Verderben. So lange die industrielle Thätigkeit lebhaft ist, werfen alle die vielen Unternehmungen, an denen solche Gesellschaften theilhaftig sind, reichlichen Gewinn ab. Da außerdem mit der industriellen Lebhaftigkeit auch die Aufnahmefreudigkeit der Börse sich zu vereinigen pflegt, so ist die Möglichkeit vorhanden, durch die Emission der übernommenen Aktien nach Ablauf des Sperrjahres hohe Agiogewinne zu erzielen. Sobald nun die Konjunktur umschlägt, versagen die Einnahmen aller Gesellschaften auf einmal und dann erst stellt sich heraus, wie groß das Risiko war, da der Dividendenfonds aus den unendlich vielen Beteiligungen gespeist werden muß. In Folge des geringeren Ertragnisses der einzelnen Gesellschaften sinkt auch natürlich der Kurs ihrer Aktien, so daß auch dadurch noch große bilanzmäßige Verluste entstehen. So genial daher an und für sich die Idee ist, die sich in der Trustgesellschaft verkörpert: ihre Durchführung ist stets nur in den Jahren guten Geschäftsganges möglich. Die Geschäfte solcher Trusts müßten sämmtlich beim Eintreten schlechter Geschäftsverhältnisse realisiert sein. Das geht natürlich nicht; und deshalb scheinen mir solche Unternehmungen mit einem so ungeheuren Risiko verknüpft, daß es in gar keinem Verhältnis zu den Chancen steht. Die Aktiengesellschaft für Montanindustrie ist die erste, aber sie wird nicht die einzige Gesellschaft dieses Typus sein, an deren Niedergang der Volkswirth seine Studien machen kann. In der elektrischen Industrie, wo sich das System der Sammelgründungen in noch erheblich größerem Umfang breit gemacht hat, werden wir in den nächsten Jahren manche Ueberraschung erleben. Doch davon erzähle ich vielleicht ein anderes Mal.



Theater.

Heinz Brinker, ein junger Bildhauer, hat auf Rügen Hertha Look's lieben gelernt. Eines Bootsbauemeisters Tochter. Seit Jahrhunderten saßen die Look's an der rügischen Södlüste, bauten Boote, schufen kunstvolle Holzschneidereien und hüteten den alten nordischen Formenhort. Hertha ist solcher Herkunft würdig. Ein Bauernkind und eine Künstlerin. Eine klare, schlichte, starke Seele. Sie hilft dem Vater gern bei der Arbeit; und in ihrem Schnitzwerk spürt der Kenner unter den technischen Mängeln die gestaltende Kraft einer selbständigen Persönlichkeit. Auf Heinz, der nach einem hastig durchtobten Winter auf Rügen rastet, wirkt dieses Mädchens Reiz wie der unberührten Natur süßes Weben. In Herthas Nähe wird er ruhig, die Schladen kleiner Menschheit fallen ab, die Kräfte scheinen zu wachsen, der neidische Groll gegen die Stärkeren, an Erfolgen Reicherer verstummt. So entsteht ihm der Wunsch, die Holbe, die seiner Brust wieder Frieden gab, für immer an sich zu fesseln. Auch sie ist ihm gut; der schöne Schwung seiner Rede hat es ihrem scheuen, wortkargen Jungfrauengefühl angethan und sie legt ihre derbe, ausgearbeitete Bauernhand in des Werbers gepflegtes Stadtherrnhändchen. Das Paar zieht in die Residenz und Heinz Brinker wagt sehnennden Herzens den ersten Schritt auf der steilen Straße zum Ruhm. Er konkurriert um den Auftrag zu einem Fröbel-Denkmal; und sich da: seiner gefälligen Kunst lacht das Glück. Zwar lautet das Urtheil der ernstesten Kritik nicht gerade günstig; das Denkmal sei konventionell, heißt es in der Presse, die Haltung des Pädagogen zur Theaterpose verzerrt, das Ganze ein unbeträchtliches Epigonenwerk. Doch diese Kritik verstehen bekanntlich ja nichts und ärgern sich, wenn Einer mehr Geld verdient als sie, die armseligen, im Frohndienst schweigenden Zeilenschinder . . . Verstehen sie wirklich nichts? Alle. Die Kinderreliefs haben Einzelne doch gelobt, überschwänglich sogar; hier solle, im Ornament, Brinker die wahren Wurzeln seiner Kraft suchen, der das im großen Stil Monumentale nun einmal unerreikbaar sei. Und diese Reliefs sind nicht von ihm: Hertha hat sie modellirt; und Heinz weiß, daß sie an dem Denkmal das einzig Werthvolle sind. Einerlei; die Frau, die ihm eine Tochter gebar, wird das Geheimniß nie verrathen. Sie hat keinen Ehrgeiz, glaubt an den Mann und ist glücklich, wenn sie des Künstlers Gehilfin sein darf. Ihm allein will sie gefallen, mit ihrer Hände Arbeit dem zum Sieg Schreitenden dienen; deshalb nur übt sie sich, sucht sie sich weiter zu bringen. Einmal, als er verreist war, hat sie sich kühn an eine größere Aufgabe gewagt. Sie wollte ihn überraschen, wollte erproben, ob „Etwas in ganzer Figur“ ihr gelingen könne. Der Erste, dem sie es zeigt, ein Kunsthistoriker, steht staunend vor der männlichen Macht dieser Schöpfung, die doch nur einem Frauengefühl entbunden werden konnte. Heinz aber sagt: Das

ist nichts für Dich, liebes Kind; bleibe bei Deiner niedlichen Holzschneiderei und pfusche nicht uns, den Großen, ins Künstlerhandwerk. Und Hertha zweifelt nicht eine Sekunde an der Aufrichtigkeit seines Urtheils und zerstört ohne einen Laut der Klage ihr feines Werk. Um Heinzens Ruhe aber ist es nun geschehen. Er hat gelogen. Längst schon hatte er angstvoll die Frau bespäht, die neben ihm wuchs, deren phantastisches und plastisches Vermögen sich so unheimlich schnell mehrte, daß er, der „Nestler“, sich vor ihr klein und arm fühlen mußte. Noch hielt er sie, die der eigenen Kraft nicht traute, blind dem Mann und dem Künstler ergeben war; der erste Erfolg konnte, mußte sie von ihm lösen. Wenn er ihr Kinderbild lobte, durfte es nicht im Atelier verbergen, mußte er ihr zu öffentlicher Ausstellung rathen; und dann hätte Jeder die Bildnerin der Fröbelreliefs erkannt und sein junger Ruhm wäre unter Hohn- gelächter begraben worden. Ihm blieb keine Wahl; und braucht eine Frau, die seiner Liebe gewürdigt wird, zu ihrem Glück denn die Wonnen eigenen Schaffens? Sie soll Gattin und Mutter sein und ihm, wenn er ihrer bedarf, Handlangerdienste leisten. Doch der Schwächling, der so gern in Kraftphrasen schwelgt, hat, wie Ibsens Baumeister, ein schwindliges Gewissen. Er kommt über die Lüge nicht hinweg; wie eine hantlose Stelle brennt sie bei jeder Berührung auf seiner Brust. Und der Schmerz lehrt ihn seinem Schicksal nachdenken. Wie gerieth er eigentlich unter die Revolutionäre, die auf alles Offizielle schelten und in ihrer Dachkammer die Fahne der freien Kunst hochhalten? Jugendeselei; die guten Freunde hatten ihn eben umgarnt. Da war Einer, ein Maler, der mit sechzig Jahren noch immer nichts Ordentliches zu beißen hatte, sich über die Rodischen aber unendlich erhaben dünkte. Ein Anderer, der, weil er zum ganz großen Künstler nicht das Zeug in sich fühlte, mit raschem Entschluß Kunstschloffer geworden war und nun stets die ideale Forderung in der Tasche trug. Ein verdrehter Kerl, der dem Freunde gedroht hatte, er werde ihm, wenn Heinz je die heilige Kunst verriethe, einen durch gemeinsame Jugenderinnerungen geweihten Dolch schicken, damit der Verräther sich selbst ins Jenseits befördern könne. Diese Leute wurden auch gar nicht älter. Für Heinz aber kam allgemach nun die Zeit, wo man gern was Gutes in Ruhe schmaust. Revolution und Sezession sind ja wunderschöne Sachen, aber doch nur Mittel zum Zweck. Heinz Brinker ist nicht zum Rottensführer und erst recht nicht zum Märtyrer geboren. Er braucht Sonne, Behagen, Luxus. Daß er kein genialer Finder neuer Kunstpfade ist, weiß er; warum soll er noch länger die Last der Genierolle tragen? . . In dieser Stimmung trifft ihn der Versucher. Dem Herzog Karl Ludwig Theodor, einem in Gott ruhenden Ahnen des Landesherrn, soll ein Denkmal errichtet werden und Heinz kann den Auftrag haben. Freilich muß er sich fügen. Der höchst kunstsinigste Monarch wird ihn im Atelier besuchen, den Plan mit ihm besprechen, die Art der Ausführung bis ins Ein-

zelle bestimmen. Zeigt der Künstler sich willig, dann winken ihm weitere Aufträge. Zuerst hat Heinz die große Geste des Weltüberwinders. Welche Zumuthung! Wie wird ein freier Künstler sich zur Verherrlichung dieses Karl Ludwig Theodor erniedern, der ein Ibiot war und, um der Laune seiner Geliebten zu schmeicheln, einen Schornsteinfeger vom Dach geschossen hat. Heinz Brinker, Herr Geheimrath, lehzt nicht nach dem Titel eines Hoflieferanten. Die Freunde jubeln. Zu laut; was haben sie denn im Leben erreicht? Kein Mensch kümmert sich um solche Hungerleider; und ob die Kunstgeschichte sie je in einem Nebenfüßchen erwähnen wird, ist auch noch nicht sicher. Wenn Heinz erst Mitglied der Akademie ist, Professor dazu und auf Jahre hinaus lohnende Arbeit hat, werden ihn, dessen Lebenslust so lange der Neid verzehrte, Alle beneiden. Und er wird endlich, endlich auf dem Plage stehen, auf den er gehört: nicht mehr bei den Rebellen, in deren Reihe er nicht paßt, sondern bei den Lieblingen, die sich dem Massengeschmack beugen. Er schlägt ein. Die Freunde verachten, die Frau verläßt ihn; sich und das Kind wird sie künftig mit ihrer Kunst ernähren. Der Mann, der ihr sog. sich um schändden Nammion als Lakaien verbinden konnte, ist ihr fremd geworden. Helmers Nora. Am Tage der Denkmalsenthüllung wird Herrn Brinker ein Orden verliehen. Und in der selben Stunde bringt ihm die Post ein Paket: der Schlosser schickt, mit wortloser Mahnung, den Dolch. Heinz nimmt ihn und bohrt die Spitze in die Platte seines Modellirtisches. Dann hängt er mit grimmigem Lächeln den Orden über den Griff der Waffe. Er ist allein und jede Brücke hinter ihm abgebrochen. Draußen läuten die Glocken. Beim Festgottesdienst darf der Günstling des Hofes nicht fehlen.

Das ist der Inhalt des Dramas „Der Sieger“, das Herr Max Dreher verfaßt hat. Der Rundschauft des Deutschen Theaters hat es nicht geschmeckt. Erstens, weil die ewigen Künstler- und Literatengeschichten nachgerade unetraglich geworden sind. Zweitens, weil der Handlung die Einheit fehlt. Ein Bildhauer, der seine Kunst prostituiert, um Titel zu erlangen und Geld zu verdienen: Das könnte ein Drama sein. Ein Künstler, dem in der Gattin die stärkere Rivalin heranwächst und den der Neid treibt, das keimende Talent zu zertrampeln: auch Das wäre ein brauchbarer Dramenstoff, ein sehr moderner sogar; nur hat er mit dem ersten nicht das Geringste gemein. Herr Dreher hat beide Stoffe zusammengenäht, aber die Nähte sind sichtbar geblieben und hindern die Illusion, die das vom Alltagsgetriebe ermüdete Auge im Rampenlicht sucht. Der Hoflieferant Heinz Brinker braucht seiner Frau nicht den Weg zu selbständigem Schaffen zu sperren; er sagt selbst ja zu ihr: „Du hast die Ewigkeit und ich habe die Zeit“. Und der Mann der genialen, von Ehrgeiz freien, nach Applaus nicht lehrenden Frau Gertha braucht nicht Hoflieferant zu werden: er könnte sie, wie mancher Theaterschreiber, für sich arbeiten lassen, sich in ihrem Ruhm sonnen und, um keinen Verdacht zu erregen, mit Ökonomie ihren Hand-

langerdienst loben. Im Schauspielhaus will das Publikum auf grader Strafe bleiben; wird es nach einer Stunde willigen Wanderns plötzlich in eine Seitengasse gezerrt, dann fühlt es sich gefoppt und wird leicht ärgerlich. Das hat Herr Dreyer nicht bedacht. Die Hörer waren bereit, gespannt der Antwort auf die interessante, pikante Frage zu lauschen: Wird Heinzens Reid Heinzens Liebe tödten? Doch ihre Spannung löste sich, als an diesen Künstlerekonflikt ein neues Hefefädchen geknüpft und umständlich die andere Frage erörtert wurde, ob ein Sezessionist in die Siegesallee einbiegen dürfe. Schade; aus zwei guten Stoffen wurde ein Gewand zusammengestoppelt, das Keinem paßt und das selbst der hübsche Besatz und die zierliche Stickerei nicht retten konnten.

Herr Dreyer hat ein angenehmes, redlich schaffendes Talent. Er ist mit Bewußtsein Deutscher, mit behaglichem Stolz Mecklenburger und weiß deutsche Durchschnittsmenschen der bewährten Theateroptik geschickt anzupassen. Leider hat er auch alle typischen Fehler des deutschen Dramatikers. Er kennt die Welt nicht, hält mit seinem Besitz nicht gut Haus und scheut die Mühe klarer Disposition. Solche Mängel wird man bei französischen Autoren nicht finden. Das sichert selbst den schwächsten Talenten unter ihnen den Schein einer Ueberslegenheit, die ohne Ueberlegung kaum erreichbar ist. Die lustige Leidensgeschichte des Probekandidaten hätte Herr Dreyer sich beinahe dadurch verborgen, daß er seinen Helden in der entscheidenden Stunde eine Knabendummheit begehen ließ. Oder ist eine Heldenthat, unreifen Gymnasiasten statt des Moses den Darwin zu predigen, „den ihre Lehrer nicht verstehen“? Den Weg, der vom Bibelglauben zum Positivismus und weiter zum modernen Monismus führt, muß Jeder, so ihn der Geist treibt, selbst suchen, selbst finden; wer ihn Sekundanern mit dem Bakel weist, ist zu früh der Fuchtel entlaufen und hat die tiefe Weisheit der goethischen Warnung nicht erkennen gelernt, man solle das Reifen der Frucht nicht dadurch zu beschleunigen versuchen, daß man eine Lampe darunter hält. Damals ging es aber noch glimpflich ab, weil der Dramatiker sich in den engen Wänden der ihm vertrauten Schulstube hielt und mit seiner munteren Schwanklaune jedes kritische Bedenken zum Schweigen brachte. Jetzt wollte er dem Probekandidaten, wie die Kunsthändler sagen, ein Pendant schaffen: noch der Tragikomoedie von dem Manne, der für seine Ueberzeugung leidet, sollten wir das Drama von dem Manne sehen, den das freiwillige Opfer der Ueberzeugung auf die Sonnenseite des Lebens gelangen läßt. Und nun wurde die Sache schlimm. Herr Dreyer muß Maler, Bildhauer, Akademieprofessoren und Wirkliche Geheime Räte wohl recht selten gesehen haben. Die denken, sprechen und handeln heutzutage nämlich ganz anders, als er zu glauben scheint; mit lustigen und leidigen Nachklängen aus Heyses münchener Künstlerparadies ist es da nicht gethan. Auch hat er dem Wesen aller bildenden Kunst wohl nie ernstlich nachgedacht; sonst ließe er Bildhauer und Maler nicht

reben und trachten wie Literaten. Der Literat freilich müßte sich schämen, wenn er Lettern und Schwärze mißbrauchte, um einen Herzog zu verherrlichen, der ein Narr und ein Lotterbube war. Aber der bildende Künstler, der ja nicht so heißt, weil er des Bildungspfeilers Schatzkammer zu füllen hat? Was kümmerts ihn, ob Karl Ludwig Theodor ein Ibiot war und an Sonn- und Feiertagen seinem Liebchen einen Schornsteinfeger vom Dach schloß? Er ist ein freier Schöpfer auf eigenem Grund; und schafft er eine Gestalt, die in seiner Seele lebte, dem Auge des andächtigen Beschauers zu leben scheint, dann braucht er vor dem Urtheil des empfindlichsten Moralisten nicht zu zittern, — mag der im Bilde Dargestellte auch als das ruchloseste Schreusal in der Geschichte leben. Eine Statue des Krißides kann an Kunstwerth tief unter einem Grabdenkmal für Simon Blad stehen, ein marmorner Boetticher einen Bismark als Künstlerleistung thurmhoch überragen. Für den Plastiker ist die äußere Erscheinung wichtiger als der Charakter; ein ausstrirtes Kinn, eine Blase und ein modischer Schroff müssen seinem Künstlerinn schlimmere Schmerzen bereiten als alle Todsünden eines Nero oder Caligula. Weil er den hochseligen Herzog Karl Ludwig Theodor in Stein meißt, ist Heinz Brinker also gewiß nicht zu verdammen. Aber er gehorcht „höheren Weisungen“. Im . . . Darüber mußte Herr Dreyer uns viel mehr berichten, wenn er auf zornige Wallungen hoffen wollte. Ein Vischen redet der Besteller dem Maler und Bildhauer ja fast immer drein. „Bitte: Viertelprofil, lieber Meister; ich habe es beim Photographen ausprobiert.“ „Die Warze lassen Sie doch natürlich weg!“ „Mein Mann darf aber nicht so unförmlich daz aussehen; er geht im Mai wieder nach Marienbad.“ „Mit dem Hut, Herr Professor; die Platte macht mich um zehn Jahre älter“. Und so weiter. Nur die Allerberühmtesten lassen sich nicht gefallen. Wird Herrn Brinker denn viel mehr zugemuthet? Des Höchstseligen Schädel zeigte wahrscheinlich doch nicht sämtliche anthropologischen Merkmale des irren Verbrechers; vielleicht sah der erlauchte Dachjäger so behäbig aus wie Milan und Eduard und dem Bildhauer wird nur zur Pflicht gemacht, dem Fett einige Majestät anzumeißeln. Solche Retouche hätte jede Bäckerwitwe für ihres Seligen Standbild verlangt, und da Heinz auch vorher für den Markt gearbeitet hat, sieht die Grimasse plötzlicher Empörung ihm schlecht zu Gesicht. Wer ist denn überhaupt dieser Heinz Brinker, den wir wie einen Verlorenen beweinen sollen, weil er sich an einen Hof vermietet? Ein kleines, in Reid und Angst rathlos irtlichtelivendes Talent, ein trister Epigone, der immer nur nachmachen konnte, was Andere vorgemacht hatten. Sehr verständig, daß er sich nicht länger aufbläht, sondern ein tüchtiger Kunsthandwerker zu werden strebt. Er hat in der Erzeßion nichts zu gewinnen, im Hofdienst nichts zu verlieren. Ist seine Frau, sind seine Freunde blind und sieht nur er seines Könens Grenze? Als ein Opfer höfischer Kunstübung ward er uns vorgeführt und wir merken

bald, daß er zum Hoflieferanten geboren ist. Die Hoflust hat oft der Kunst, doch kaum je einem Künstler, der Etwas konnte, geschadet. Die mit Recht verhöhten Dekorateurs der Puppenallee waren, als sie noch für Kommunen, Verleger und Bankdirektoren arbeiteten, nicht stärker als jetzt. Der Plafiker, der eines Bestellers Auftrag erwartet, hat nie die schrankenlose Freiheit des Malers, des Dichters oder Gelehrten, der, wenn der Drang über ihn kommt, zum Pinsel, zur Feder greift, ohne erst lange zu fragen, wer sein Bild, sein Buch kaufen wird. Und wer sich der banausischen Kunstkritik erinnert, die sich in unseren Parlamenten ans Licht gewagt hat, wird sich von dem Maecenatenthum eines norddeutschen Serenissimus sicher nicht schrecken lassen.

Eher schon von der Tyrannei des reichen Böbels, der in Kunstpalästen und Schauspielhäusern herrscht. Der kann heute dem Künstler mehr bieten, an der Kunst mehr verderben als irgend ein Fürst. Da liegt für uns, die nicht mehr in Tizians, nicht einmal in Davids Tagen leben, der Stoff zu einem Künstlerdrama. Heinz Brinker könnte bleiben, wie er anfangs ist: ein eleganter Schändredner, dessen gefällige Kunst für die Rolle eines deutschen Jageraßes reicht. Er läßt die begabtere Frau — die freilich keine Dreyerausgabe der herben Isfendamen sein dürfte — für sich arbeiten und „seine“ Kinderreliefs bringen ihn in die Mode. Der ganze Thiergarten schleppt seine Brut heran; jedes Würmchen muß, wenn es kaum dem Stedkissen entlaufen ist, von Brinker, dem eher maltre, modellirt werden. Und Brinker macht Alles. Brinker wird Kinderrelieffabrikant, denn er kann den Luxus nicht mehr entbehren: die Edmann-teppiche, den Nyala, Rizza im März, Schottland im Juli, dazwischen Grand Prix und Salon, Wohnung im Hotel Rig. Von Jahr zu Jahr wird sein Kunstbetrieb lüderlicher; er will sich keinen Auftrag entgehen lassen und zieht immer neue Gehilfen heran. Er will auch nichts „Neues“ machen, den einträglichen Ruf seines ponock nicht aufs Spiel setzen. Immer die selbe Marke, wie beim Weinhändler. Da packt der große Esel die Frau. Einen Künstler wählte sie zu umarmen und ward eines Geschäftsmannes Heimarbeiterin. Eines innerlich Freien freie Gefährtin wollte sie sein und ihrer Persönlichkeit fehlt nun zum Athmen die Luft. Sie scheidet sich von dem Mann und wird auf eigenen Füßen den Kampf um die Kunst und das Leben wagen. Heinz bleibt allein; und lächelt. Die gute Herta! Er wird sie so mitleidig loben, ihre Arbeiten so gnädig empfehlen, daß keine Thiergartenmadame ihr je ein Kind anvertraut. Und ihm wird sie nicht fehlen. Seine Waare ist gut eingeführt und er hat den Meißel des Rings. Niemand wird merken, daß die erste Gehilfin aus dem Dienst gelaufen ist, und Heinz Brinker wird Sieger bleiben, auch jetzt noch die erste Firma auf dem hauptstädtischen Markt. Denn Sieger bleibt im Zeitalter der Plutokratie der Künstler stets, der über den schlechten Geschmack und die schlimmen Instinkte seiner Kunden nicht siegen will. W. J.